

DU, MEINE GEFÄHRTIN

2006

Inhaltsverzeichnis

1	Kollision	3
2	Der Handel	8
3	Ein Jahr	26
4	Unbewußt	50
5	Die Lebenden	79
6	Pfefferstreuer	115
7	Begegnung	125
8	Welt Zwei	127
9	Gehängt	144
10	Wo die Seelenlosen hausen	158
11	Dialog im Nebel	172
12	Aus anderer Sicht	185
13	Grenzenlos	189

1 Kollision

Was dazu berufen ist, genannt zu werden, darf nicht der Freveltat unterliegen, verzögert oder gar von Angst durchsetzt ausgesandt zu sein, um alle Liebenden dieser Welt zu erreichen.

Vielmehr vermag *ich* es nun jene zu beschwören, die mir hilfreich sind, alles zu bängen, das mich grämt, sodaß ich zu dem Schluß kommen muß, auch mein Handeln könne zu mancher Zeit fehlerhaft und verwirrend sein. Manchmal sogar noch darüber hinaus: nämlich dummlich.

Doch haben die Begriffe *Eitelkeit*, *Wahnsinn*, *Narrheit* und *Überschätzung* nur in Anwendung auf die Liebe eine wirkliche Bedeutung. Und neben dem kann man nicht wissen (vielleicht noch nicht einmal um die Existenz hoffen), was zukünftiges Schreiben lehrt.

Diese Schrift jedenfalls belehrt die Hingabe zur Liebe und die erschreckenden Symptome eines sehnsüchtigen Ereignisses, das nicht mehr dem Erfahrenden abverlangt, wo Grenzen liegen, sondern dem Liebenden zeigen sollen, wo sie *nicht* liegen. Aber wie von so vielem anderen auch darf nicht erwartet werden, im letzten Verständnis zu enden. Meine Geschichte einer Begebenheit begann wie jede andere auch – in der Vergangenheit.

Unwissend wie ein Kind, das den ersten Schultag besucht, erfreute ich mich eines jungen morgens der Blumenlese. Dabei tut man nichts anderes, als zu einer Stunde, von der man erwartet hat, sie würde sich in ihrer Witterung anders zeigen, Pflanzen zu sammeln und diejenigen auf der Wiese stehen zu lassen, derer man nicht wohlgefällig ist. Welches Unheil sollte mich auch dazu treiben, dasjenige zu töten,

das Leben will und sich so sehr bemüht, dem Licht – dem Spender allen Lebens demnach – entgegenzustrecken? Es wird sich zeigen, wie diese Frage eine Beantwortung findet.

... Und dann gibt es noch jene Abtrünnigen, die wie Menschen aussehen, wie Menschen geschimpft werden und wie diese ebenso behandelt, als ginge es um etwas Vergebliches. Da kein Zufall mein Leben bestimmt, weiß ich nicht recht mit den Begriffen Glück und Unglück umzugehen. Daher beziehe ich mich auf die reichhaltige Biologie der Erde und vergleiche meine damalige Begegnung als ein Lernprozeß: Ich wurde gelehrt, zu lieben. Alles, was ich anders erwartet hätte, wäre überaus fehlerhaft gewesen.

Vollkommen darauf konzentriert, dem Sammeln von Blumen nachzugehen, lief ich in gebeugter Haltung die örtliche Wiese auf und ab. Ich wußte, daß ich irgendwann auch der Meinung sein würde, nichts Besonderes an Gesträuch mehr entdecken zu können ... , doch jetzt noch nicht.

Wieder meinem Anti-Schicksalsprinzip entgegengerichtet, geschah etwas Unerwartetes: Ein Schlag auf die Stirn ertönte, ich gab einen dumpfen Schmerzensschrei ab und fiel zurück. Mein Bündel an Pflanzen verteilte sich wieder über die Wiese und kehrte in die Heimat zurück, von der ich sie entrissen hatte. Ich hielt mit einer Handfläche in Pressur die Schmerzstelle am Schädel, während ich mich – auf dem Boden sitzend – mit der anderen Hand vom Boden abstützte. Verunsichert neigte ich den Kopf in alle Richtungen und stellte beglaubigt fest, daß ich wohl unkontrollierter Art zu lange schon vorgebeugt, wie ein stolzer Gockel geschritten war, sodaß ich über die nächsten Tage eine Verspannung im Hals erwartete. Doch das war es mir wert!

Ich sah schräg auf: Da waren Schuhe! Mein Gesicht ver-

formte sich in Verwunderung: Weder konnte ich mir die Existenz meines Gegenübers erklären, noch daß ein solcher ebenso ungeschickt ist und zugleich mit mir ungewollt kollidiert.

Die Füße des anderen bewegten sich nicht; es waren Damen-Sandalen. Der Kopf des auf dem Rücken auf der Wiese liegenden Mädchens ist nicht zu erkennen gewesen: Ähnlich, als wolle man Land am Meereshorizont erspähen, scheiterte auch ich an den Hindernissen dazwischen: Die Erdkrümmung schloß ich in meinem Fall aus.

Sowie sich mein Oberkörper senkrecht befand, schaute ich mich um, zuckte aber sofort zusammen, da mein Kopf schmerzte. Ich besann mich eifrig, nicht derartig egoistisch zu erscheinen, indem ich meinen eigenen Kopf presse, und dachte an jene Person, die vielleicht eher Hilfe benötigte. Der einzige Grund, weshalb ich mich geneigt sah ihr meine vertrauende Hilfe aufzuzwingen, lag darin begründet, daß mich gerade ihre nicht verifizierte Anwesenheit faszinierte: Sollte es sich tatsächlich als Zufall ergeben, daß zwei Personen unbeabsichtigt auf einer so großen Wiese zusammenstoßen?

Jetzt stand ich ganz und blickte auf das leidende Wesen herab: Aber weder in Verachtung, noch in Ehrfurcht, sondern in Bewunderung. Als ich mich wieder fassen konnte – das Äußere ihrer zauberhaften Erscheinung verschweige ich bewußt, denn mir müßte auf der Stelle die Feder in der Hand verbrennen, wenn ich es auch nur wagen würde, ein einziges ihrer Merkmale zu beschreiben! –, ging ich hinüber und kniete vor einem Altar. Hier aber – so wußte ich – konnte ich keine Zeit damit vertrödeln, die Stille zu genießen, denn ich wußte von einem Auftrag: Alsbald legte ich mein

Ohr flach zum Lauschen auf ihre Brust. Kurz darauf packte mich das vermeintlich ohnmächtige Opfer am Kopf und drängte mich fort; weniger in der Weise, wie man einen Bekannten davon zu überzeugen wünscht, Platz für sich zu beanspruchen. Die mich erfassenden entsetzten Blicke, als ich über das Gras rollte wie ein vom Wind getriebener Ball, stachen hart und unerbittlich.

»Verzeihung. Ich wollte nur den Herzschlag hören!«

»Bei einer Kopfverletzung ist das Herzschlagen nur selten betroffen!«

»Tut es sehr weh?!« fragte ich umsorgt nach: »Auch ich habe mir eine Beule zugezogen!«

»Ja ...« – sie blickte sich um. Alles schwieg, aber die Situation sprach für sich.

Aus meiner Sitzposition vom Boden aus, versicherte ich ihr nochmals, keine pervertierten Gedanken gehegt zu haben, die ihre abstoßende Reaktion rechtfertigen könnten, aber dennoch eine Voraussetzung für vernünftiges Begründen gewesen sind.

»Es war eine neue Erfahrung für mich.« – Die unbekannte Schöne hatte in einiger Entfernung ihre und meine fallengelassenen Blumen unter meiner gemäßigten Beobachtung wieder aufgesammelt und stand nun – eine Antwort erwartend – vor mir. Sie reichte mir meinen Stoß an Blumen.

»Sind die für mich?« – Ich grinste und versuchte, einen Scherz aus Unmut zu drechseln: »Sie sagten etwas von neuer Erfahrung?«

Ich nahm das Bündel an und stellte mich vor sie.

»Jawohl.«

»Aber gibt nicht alles, dessen man unwissend ist, automatisch den Anlaß es kennenzulernen?«

»Ich würde gerne auf eine weitere Erfahrung *dieser* Art verzichten. Dennoch ... [Sie wirkt schüchtern] gefiel mir der Kontakt!«

Ich stimmte ein: »Nun, ich kenne weitere Varianten, die sich auf die gleiche Berührung stützen, aber leichter zu ertragen sind!«

Ihr Blick sank in den Boden und prallte von dort ab: Er schwenkte wieder auf mich. »Lassen Sie uns dort entlanggehen!«

Und so liefen wir nebeneinander her, um festzustellen, keinerlei ausdrucksstarken Worte zu wissen, die der gegenwärtigen Situation gerecht seien. Dennoch konnte ich denken, so viel und unverständlich ich es wollte: Die Unbekannte hörte nicht meine Worte und demnach mußte es ihr auch mißfallen darauf zu reagieren. Trotzdem bewahrte ich Ehre in meinen hochtrabenden Überlegungen.

So zum Beispiel stellte ich mir durchweg die Frage, ob das Mädchen bereits einen Partner habe. Gegenargumente diesbezüglich bildeten die Aussagen, daß – falls es nicht sey – ihr bisheriges Verhalten nachzuvollziehen wäre, und daß ich mir selbst die erregende und den Geist offenbarende Frage stellen mußte, ob ich bereit oder jemals geschaffen für die Liebe sey. Und all diesen Befragungen zum Trotz möchte ich auch dies wichtigste aller Ergründungsmotive nicht wegfallen lassen: Handelt es sich überhaupt um die Problematik der Liebe?

Wäre es nicht ebenso zu verstehen, daß auf keiner Seite der anwesenden *Parteien* der Drang nach dem Erwerb zur Liebe zu finden ist? Muß sich denn *alles* immer nur um Liebe handeln? – Es muß wohl!

Einmal sagte mir jemand, daß die erste große Liebe im-

mer nur dazu dienlich ist, einem unerfahrenen Menschen die Liebe zu »zeigen«. Diese *Scheinliebe* würde deswegen auch nicht lange bestehen können (schon von sich aus nicht!). Und erst die »2. große Liebe« wäre ... die wahre Liebe.

Ich allerdings hatte niemals zuvor geliebt und wollte nicht hoffen, daß sich der Ausspruch bewahrheitet und in seiner realen Ausführung ein Hindernis darstellen wird, wenn ich ... *sie* lieben will.

Auch wußte ich nicht (falls es sich um ihre Ledigkeit handelte), ob sie schon zuvor mindestens einmal geliebt hat oder – wie ich – noch niemals. Allerdings hätte ich mir nicht erklären können, weshalb so ein hübsches Mädchen verschmäht werden sollte. Und wenn es daran lag, daß sie von sich aus keine Bindung eingehen wollte, wieso beging sie dann all das mit mir? – Der Kreis schließt sich in seiner Verwirrtheit.

Die einzig relevante Vorstellung, die dieses Paradoxon erklären könnte, wäre jene, die darauf verweist, daß es auch eine schönste Blume geben kann, die nur noch nicht gepflückt wurde. Weil sie so abseits aller Wege wächst ...

2 Der Handel

Zwölf Jahre vergehen. Bald wird es so weit sein, daß dieselbe Stunde auf dem Kalenderblatt wieder einkehrt, die denjenigen Tag bezeichnet, den ich soeben auf der Blumenwiese ausgeführt habe, und nur die Jahreszahl um verträgliche zwölf Stellen fortgerückt ist. – So wie ein Fischer seine Reusen immer weiter ins Meer verbannen muß, da die Küstenregion ausgefischt ist.

Zwölf Jahre sind eine *so* lange Zeit, daß man sich selbst bei einer Einschätzung nicht mehr trauen will. Aber ist es nicht *das*, was uns alle zu Verrätern macht? Gewiß kommt auch die Zeit, an der wir uns wieder *bereinigt* nennen dürfen, da nach Ansicht einiger wahlloser und unkreativer Ignoranten wir nach unserem Ableben mit dem eigenen Schöpfer zusammentreten. Seit Anbeginn meines Denkens hielt ich diesen lächerlichen Aberglauben an Ernsthaftigkeit überdrüssig, doch will ich keine Religionskritik verfassen, sondern eine Schrift von Zuversicht. Wollte ich das, müßte ich nur sprechen und ein Hofnarr schriebe mit einem Zweig auf einen Stein . . .

Trotzdem finden sich zwischen dieser Schrift und dem nicht abwendbaren Glauben an eine Begegnung hinter der feindlichen Linie *Tod*, die weder vorrückt, noch aufgibt, einige Gemeinsamkeiten: Demnach lag meine Intention *niemals* darin alles aufzuzeichnen, was mir an Liebe im Leben widerfuhr (dazu habe ich viel zu glücklich gelebt!), sondern was kommt, wenn alle Hoffnung vergangen ist.

Folglich ist es nicht mein Anliegen den Inhalt unseres Lebens preiszugeben, da das eigentlich auch niemanden etwas angehen dürfte. Außerdem war jenes, das in den Folgetagen geschah, sowieso viel interessanter als alle großen Momente unserer erhabenen Beziehung, obgleich ich auch weiß, daß romantische Szenen erst den Herzschlag der Liebe darstellen!

Zwar ging es in meinem (eindeutigen) Erlebnis auch um Liebe, aber in einer anderen Erscheinungsform, einer Variante. So wie das Prinzip von *Gefangener und Aufseher* ist es möglich, auch die Liebe von verschiedenen Positionen aus zu sehen: Ich spiele hier keinesfalls auf den Unterschied zwi-

schen kühler und leidenschaftlicher Liebe an, sondern auf jenen, der den Glauben zur Hingabe bestimmt. Wichtigeres kann es nicht geben!

Und es ist mir einzig deswegen so bedeutsam daran gelegen dieses Privileg zu erwähnen, als daß ich weiß, wie wertvoll mir meine Partnerin geworden ist.

Ich habe sie in all den Jahren niemals geheiratet. Wir beide wollten es so, da wir uns in der Meinung überzeugt sahen, daß wirklich Liebende niemals heiraten würden. Zwar klingt das paradox, doch sobald man daran denkt, daß die eine Heirat nachziehende Einschränkung vieler Optionen auf Pflicht (und unnötige Unannehmlichkeiten) gleichsam ein Verschwinden des lieblichen und *gegenseitigen* Begehrens bewirkt, zeigt sich unser Rechtsein. Hätte ich aber doch eine Ehe eingehen wollen, wäre es keinem mehr daran gelegen als mir, den Stolz zum Zwecke eines harmonischen Bindeverhältnisses komplett zu überwinden, hinter mir zu lassen und die eigenständig getätigten Fehler sofort einzusehen. Aber wie ich schon sagte: *Das* trat niemals ein.

Wichtiger in diesem Zeitraum wurde mir von Dekade zu Dekade, wie unersetzlich mir der Umgang mit Claire Dennisburrow wurde und ist. Demnach habe ich gelernt, daß das Leben mit ihr bedeutungsvoller als die Schätzung über mein eigenes Dasein war. Das ist gewiß keine komplizierte und auch keine sonderlich neue Erkenntnis in der Welt der Liebenden, aber elementar! Sollte ich mich aus Scham denn vor dem Ansehen verstecken, das ein Geliebter im Übermaß genießen darf? Stets im Übermaß erfüllt von dem Verständnis, daß jegliche Ausschweifungen bezüglich der eigenen Würde an Gleichgültigkeit enorm gewinnen, wenn es doch nur echte Liebe sey?!

In meiner Funktion als ein die Vernunft gebrauchender Organismus habe ich freilich schon längst erkannt, daß mein Leben von der biologischen Seite beurteilt *nicht* von Claire abhängig war: weder gebrauchte ich ihren Atem, noch ihren Puls, ihre Intelligenz oder sonst etwas, um meine eigenen Lebensfunktionen zu erhalten. Aber so tiefgründig man sucht, findet man auch eine andere Lösung, die ebenso richtig ist, wie die Erste: Die Seele ist zwar nur ein Kombinationsprodukt aus naturwissenschaftlichen Intellekt und dem Drang nach der Verwirklichung des eigenen Selbstbewußtseins in sich, doch könnte sie – die Seele – niemals an Gefühlen all das aufnehmen, das mir an Wichtigkeit demjenigen Postulat gleichkommt, daß wenn ich nicht eines Tages mein Leben *hergebe*, das ihre verloren sein könnte. Und ich selbst trüge die Schuld.

Jeden Tag wache ich erneut auf und betrachte die gestrigen Taten wie die eines Fremden, an denen ich nur hilflos und unbenannt weiter fertigen dürfte, wie ein Sklave, der im Verdruß mit sich selbst steht. Aber werde ich dadurch Gefangener mit meinem Namen?

Zusammenfassend sey gesagt, daß Claire Generator meiner Intuition und Inspiration an sich für mich ist, wie es extremer nicht mehr auszudrücken ist. Allerdings unterliegt wohl alles einem Wandel.

So kam es, daß nach fast einem Jahrzehnt unseres Zusammenseins eine Reise geplant wurde. Viel hatten wir zwar schon gesehen, doch nicht das Verleben in einer Winterlandschaft. Wir buchten – um die Gewaltigkeit allen Schneetreibens auch ausnutzen zu können – eine angemessene Hütte weit oben im Gebirge, wo wir uns rasch heimisch fühlten. Tagelang – Details hierzu sind ebenso belanglos wie die

Tatsache, was wirkliches Motiv unserer Reise war – hielten wir uns bei Sehenswürdigkeiten auf oder trieben Sport, bis der Entschluß fiel Wandern zu gehen.

Eines Nachmittags also gingen wir durch die Wälder und erfreuten uns am Schnee, der unbetreten in der flachen Sonne blitzte, oder ergötzen uns am spiegelnden Eis, das uns erregende Gefahr bot. Nach Stunden dann fiel der erste Schnee des Tages. Zwar lag bereits so viel unter unseren Füßen, daß man selbst mit Schneeschuhen knietief einsank, doch blieb die Luft sonst klar wie das All. Erst jetzt begann der Schnee zu rieseln.

Von Minute zu Minute wuchs die Intensität und hüllte uns in einen weißen, flauschigen Mantel. Diesem nicht mehr zu entrinnen versuchend, blieben wir beisammen und hofften auf ein Ende. Leider wurde uns erst Stunden später – nachdem bereits all unsere Kraft verbraucht gewesen ist – bewußt, daß es doch besser wäre den vergeblichen Versuch zu tätigen, unsere Hütte zu erreichen. Da man nicht mehr vor Augen sah, als wenn man inmitten einer Röhre stehen würde, die über den Kopf hinweg mit Schlagsahne aufgefüllt ist, und gleichzeitig ein schrecklich kalter und personifizierend greulicher Windhauch durch beide Ohren raste (was Wahnsinn im Kopf bewirkt), glückte uns alles Versuchen nicht. Die Situation wurde verschlimmert, als etwas mit Claire geschah.

»Es mag sein, daß ich gar nichts verstehe und ebenso törricht bin wie mein fünfjähriges Ebenbild. Ebenso könnte ich auch alles verstehen und so weise wie eintausend Philosophen sein!« – So die Worte von Claire, die mit verschneitem Gesicht vor Kälte bebte und ich kaum noch ertragen wollte, sie so am Zittern zu sehen, daß ich mit ihr mit schmerzte.

»Glaubst du denn, daß die Weisheit so vieler Philosophen deinem Intellekt gerecht kommt?«

»Schmeichle mir doch nicht in Gefahr! Du weißt sehr wohl, wie wichtig das Überleben *jetzt* scheint!«

»Dich zu erfreuen, ist aber mein Überleben!«

»Was schmeichelst du mir wieder, Hank Cure?« tat sie sich mit Lächeln ab, sofern es ihr unter Schmerz noch möglich war.

Wenige Minuten vergingen, in denen wir weitere Meter durch den tiefen Schnee stapften, dann schreckte Claire auf. Sie hatte mit verkrampftem Gesichtsausdruck ihren Fuß angehoben und preßte die linke Handfläche nur wenige Sekunden an eine Stelle an der Fußsohle, sofern das durch die Schuhsohle abzuschätzen war.

Sie verharrte so, dann blickte sie mich an, als wolle sie mich fragen: »Was soll das heißen, du wolltest mich jetzt schlachten?« und stürzte um, ohne eine weitere Bewegung zu vollziehen. In den tiefen Schnee eingesunken und sich immer wieder das kalte Gefüge vom Körper wälzend, lag sie auf der Seite und drückte nun durch die entlastete Statur beide Hände auf die betroffene Wunde an Ferse oder Sohle, aus der kein ersichtliches Blut floß.

Noch immer hatte ich nicht erkannt, ob sie auf etwas Spitzes getreten sey oder ein Tier sie gebissen habe. Doch welches Tier jagt in einer eisigen Schneelandschaft und ist dabei so klein, um – unter den Wehen sitzend – nicht entdeckt zu werden? Diese Sekunden der erbärmlichen Situation blieben mir ein Rätselspruch.

Interessant und trotzdem moralisch höchst verantwortungslos war die Erscheinung, daß ihre Pressuren keinerlei Wirkung zu haben schienen. Immer wieder schmerzte

es ihr, als hätte man ihr ein glühendes Eisen durch den Rumpf getrieben, worauf ein sich wiederholendes »Ich sterbe!« als Schrei aus ihr drang. Ihre Stimme in Kombination mit brennenden Tränen wirkte so furchtversehen, daß es gewiß durch den ganzen Wald hallte.

Ich weiß sehr wohl, daß es immer unglaublich ist, wenn von Extremfällen die Rede ist, doch kann ich auch jetzt nur die Wahrheit berichten: Wer kann sich mehr vorstellen als *ich*, daß mich allein der Anblick so erschauerte, als müßte ich ihr tatsächliches Krepieren mitansehen. Vielleicht war es das auch.

Sofort sprang ich im rettenden Willen herbei, nahm gar keine ausgeprägten Untersuchungen an ihr vor, sondern stützte sie gleich auf und hievte sie hinter meinen Hals entlang auf beide Schultern, sodaß ich sie davonzubringen vermochte.

Bis spät in die Nacht hinein – der Schneesturm ließ längst nicht ab – suchte ich unser Haus und fand nach langer Zeit den Weg wieder, der uns dorthin führen sollte. Ein jeder beherzte Schritt verursachte erdrückenden Schmerz in den Knien und den Knochenpfannen der Hüfte. Denn wenn ich gezwungen langsam ein Bein über 30 cm Höhe aus dem Schnee zog, um einen nach vorne gerichteten Schritt zu tun, geschah nicht weniger, als das andere Bein durch die verzögerte Bewegung umso mehr zu belasten.

Ich wußte zwar, daß mir der schwerfällige Gang enorme Qualen bereitere, doch vernahm ich das unablässige Heulen, das Leiden und die verbitterte Todessicht Claires, sodaß ich mir einbilden mußte guter Dinge zu sein. Ich wünschte im nachhinein mehr für sie getan zu haben; doch was, wen ich kein Mediziner bin? Außerdem waren Ort und Witterung

für eine genaue Diagnose unangemessen.

Auch mußte ich – der Liebe zu ihr wegen – zugeben, von dem Gedanken verführt und zugleich gepeinigt worden zu sein, ihr ein rasches und erlösendes Ableben zu bescheren. Ich selbst weiß wohl, daß diese Ideenführung äußerst kriminell und verwegen, beinahe schon *übereilt* klingt, wo ich sie doch erst seit Stunden leiden sah. Doch wäre ein anderer – mit einem härteren Gemüt als ich vielleicht – an meiner Stelle gewesen, hätte ohne Zweifel ein Tötungsdelikt folgen können.

Durch die Dichte des Sturms erkannte ich unser Haus erst, als ich nur noch wenige Meter davorstand. Ich trat die Tür auf, das Schloß war geborsten und lag mit Holzresten zerstückelt mir zu Füßen.

Glücklich über die Heimkehr, legte ich die gequälte Claire mit Vorsicht auf dem Boden ab. Ich stellte fest, daß ihr Klagen etwas abgenommen hatte, was aber weniger daran lag, daß der Schmerz tatsächlich weniger wurde, sondern eher durch die lähmende Kälte des Eissturms begründet war. Mit einem letzten, gnadenvollen Akt vor meiner vollständigen Erschöpfung schob ich einen Sessel vor die hölzerne Eingangstür, um diese geschlossen zu halten, zerrte ein Paket Decken aus einem der Schränke und die dicke Bettdecke von unserem Schlafplatz, womit ich Claire belegte, die – im Frösteln überall zitternd – auf der Erde vibrierte, als wäre sie ein personifizierter Elektroschock.

Ich brach nieder: Alle Aufregung – das eiserne Dröhnen des Pulses und die flache, ohnmachtsnahe Atmung – ließen mich Schlechtes ahnen. In keiner Weise hatte ich angenommen mich jemals so abgründig fühlen zu können. Doch vermochte ich es. Viele Male habe ich gewünscht, daß alles

Passierte niemals geschehen wäre. Ich bereute sogar, den Schneesturm nicht vorhergesehen zu haben.

Seltsamerweise fühlte ich mich trotz des angedachten Glücks, mich selbst und Claire sicher nach Hause gebracht zu haben, eher so, als habe sich ein Magenübel auf das gesamte Körpersegment ausgedehnt und mich in ein lebendes Geschwür verwandeln lassen. Ins Bad geschwankt, übergab ich mich in die Toilettenschüssel. Dann trat ich wieder in die Wohnstube – dort, wo Claire litt – und sah, daß wir Besuch bekommen hatten.

Ein seltsames Wesen, das fein-seiden wie ein Heiliger gekleidet war, hatte sich über sie gebeugt und war dabei, sie mit ausgestreckter Hand zu berühren!

»Zurück! Zurück mit dir! Verschwinde, sagte ich!« – Das schrie ich und sprang dabei wie wild zu meiner erschöpften Geliebten. Der Unbekannte schien durch meine Worte verunsichert geworden zu sein, denn er hielt mit seiner Bewegung – noch immer nichts sagend – inne. Kurz darauf trat er rückwärtsgehend einige Schritte zurück und hob den Kopf in Ehrfurcht.

Ich wußte nicht, wie es möglich gewesen sein konnte, daß er das Haus in meiner modesten Abwesenheit betreten hat. Die einzige Eingangstür war noch immer mit Mobiliar verstellt und die Fenster verschlossen – war er bereits vor unserer Ankunft im Haus?

Gleich darauf griff ich mir die erstbeste Stehlampe und hielt sie wie einen Kampfstab, was mich aber nicht gefährlich, sondern lächerlich aussehen ließ. Mich stetig umsehend, ob noch weitere Unerwartete im Haus zu finden seien, begab ich mich auf die Gestalt zu und zischte sie erneut lautstark an, sie möge entfliehen.

Jetzt, da ich nähergekommen war, sah mich das fremde Antlitz auch an: Ich wußte durch die fließende Beschaffenheit aller Gesichtsstrukturen nicht einen Mann oder eine Frau zuzuordnen.

Abdrängen lassen wollte sich das Geschöpf nicht, sodaß es gemäßigter Stimme sprach: »Ich . . . muß zu ihr.«

Nervös antwortete ich: »Du wirkst nicht gerade so, als könntest du ihr helfen! Außer Wärme wird sie sowieso nichts benötigen! Also geh' jetzt!« – Wieder drohte ich mit einem Schlag durch die Lampe. Der Unbekannte war nicht im Geringsten eingeschüchtert:

»Ein Werkzeug wird mich nicht in meinen Funktionen unterbinden können. Mal bin ich da, mal nicht; wie ein Schein oder ein unzugeordneter Atemhauch. Ich mag gelegentlich auf mich warten lassen, doch werde ich mein Gelübde halten, jeden zu erreichen. So auch *sie*.«

»Wie konsekutiv du das sagst! Weshalb *sie*? Erkennst du nicht, daß ich ihr helfen will? Willst du es denn tun?«

»Ja.«

»Und was willst du tun?« rief ich verzweifelt.

»Ich werde sie holen und mit mir in mein Reich führen.«

»Was? Weshalb . . . ? Das kann niemals Konsens finden!«

Mir fehlten die Worte und ich taumelte etwas zurück. Mein wissenschaftlich vernünftig denkender Geist verarbeitete Millionen von Rückschlüssen gleichzeitig, sodaß ich das Gefühl hatte, der Schädel würde mir gesprengt.

Konnte das wirklich sein? Oder ward' ich Produkt meiner eigenen, vertrauerten Sinnesabwegigkeit? Mein Leben lang habe ich niemals an Religion geglaubt: Doch das Merkmal des Todes ist gleich ihrer sozialen, vom Menschen durchflossenen Ursprungsreligion überall zu finden. Auch ohne die

Religion ... sogar als unwiderruflicher und unüberwindbarer Fakt in der Wissenschaft erwiesen.

Daß sich *der Tod* allerdings in einer eigenen, autonomen Lebensform manifestiert, ist lediglich dem ängstlichen Irrglauben des Menschen überlassen, um das Ersuch nach dem *wahren Hintergrund* zu befriedigen. Wer aber konnte der Kerl dann sein?

Ich starrte ihn an. Und entgegen meiner kühnsten Fantasien blickte er nur verlegen zu Boden – so, als wüßte er nicht recht, was er wollte. Dies entsprach überhaupt nicht den Geschichten, die von der Dreistigkeit und Entschlossenheit des Todes zu berichten wußten, um sich eine sterbende Seele zu nehmen. Aber was sollte mir dieser scheinbare Vorteil nutzen?

»Du ... bist der Tod«, stotterte ich und verwies mit meinem Finger auf ihn. – »Ja«, drang aus ihm hervor.

Ich kniete nieder. Nicht etwa aus Ehrfurcht, er möge nicht auch meiner habhaft werden, sondern weil ich eine Bitte tätigen wollte: »Gewähre mir ... «

»Ich weiß, was du möchtest.«

Bedauerlicherweise unterbrach er mein Sprechen im Heben seiner abgeflachten Hand, doch hinderte mich das kaum daran, zu Ende zu denken. Ich hatte vor, den Wunsch zu äußern, noch letzte Worte mit Claire zu wechseln.

Ich kam mir dabei seltsam vor, fast beschämt: Jetzt sollte ich auf Gewähren eines Fremden mich in Sekunden, vielleicht Minuten verabschieden, was ich im Leben über Jahre hinweg aufgebaut und durchzogen habe, als sey ich Fisch im Meer. Es lag fast schon eine Akzeptanz darin, mich diesem Verhalten zu fügen. Wie nur sollte ich die rechten Worte finden, um mich in aller Kürze der Zeit von ihr zu verab-

schieden? Was verlangte man nur von mir?!

Immer wieder wollte ich ansetzen, Claire etwas zuzuflüstern, um ihr und mein Leben damit abzuschließen. Doch das übertönende Geschrei – durchaus konnte ich es nachempfinden – ließ keines meiner Worte an ihr Ohr.

Im Tränenfluß brach ich zusammen über dem Schmerz meiner Liebsten, gegen den ich nichts tun konnte . . . , aber *er!*

»So höre doch: Im Flehen bitte ich dich: Befreie meine Gefährtin vom Leiden – von physischen! Wenigstens so lange, daß ich mit ihr reden kann! Bitte! Mein ganzes Leben will ich dafür geben!«

»Nun, wenn es dir so sehr ein Verlangen ist, werde ich das tun, was dich beglückt. Aber bedenke«, ermahnte er: »damit wird ihr nicht erlaubt, sich von mir zu entsagen!«

»Gewiß, gewiß«, lächelte ich ihm zu und versuchte meinen Dank auszudrücken. Doch so sehr ich mich auch befließigte . . . , es gelang mir ebenso wenig, wie mich mit dem Gedanken abfinden zu müssen, sie auf ewig verlieren zu werden.

Ich wendete mich rasch wieder Claire zu. Durch einen weiteren ermahnenden Fingerhub des Todes schien ihr Geschrei leiser zu werden und dann ganz zu verklingen. Ich freute mich solange, bis mir Augenblicke später in den Sinn fiel, daß das nicht permanent sein konnte.

In einer nächsten Aktion zog ich den Körper etwas von der Gestalt, die sich seit ihrem Erscheinen nicht bewegt hatte, weg, und korrigierte auch meine Position so, daß ich nicht mit dem Rücken zu ihm hockte. Ich traute dem Kerl nicht: Es war nicht so, daß es mich ängstigte! Ich wollte lediglich verhindern, daß der Tod ihr so nah sey.

»Das wird ihr auch nichts nutzen«, kommentierte er meine angedeutete Flucht. Ich nickte und blockte diese ignorante, endgültige Meinung ab. Jetzt ging es daran, Claire ihre Position zu erklären.

»Claire?« – Ich rüttelte behutsam an ihr, als müßte ich einem vertrauten Vorgesetzten etwas wirklich Bedeutsames mitteilen: Und es stimmte.

»Claire, hörst du mich?«

Jetzt wärmte ich ihre Hände mit den meinen und überprüfte die Körpertemperatur. Wangen und Stirn waren noch immer kalt. Ihr war deutlich Schwäche anzusehen, die nur schwer zu beseitigen wäre. Aber welche Option blieb mir noch offen? Meine Verzweiflung wuchs.

»Was ist denn mit mir geschehen? Mit uns?«

»Daheim sind wir! Bleib einfach liegen. Oder wünschst du, dich woanders hinzubegeben?«

»Nein!« wehrte sie stöhnend ab: »außer den Puls und ein fröstelndes Brummen in der Brust und auf den Wangen kann ich sowieso keine einzige Gliedmaße spüren!«

Ich senkte betroffen meinen Blick. Vielleicht hätte ich doch nicht ein Gespräch herausfordern sollen! Ich war all dem nicht gewachsen!

Und plötzlich sah auch sie ihn: Erhaben – so kann man es zugeben – stand der Tod neben uns . . . und wartete.

Claire verstand es, sich zu erschrecken: Sie zuckte erst vor ihm zurück und preßte sich dann mit aufgeschlagenen und ängstlichen Augen an mich, so als wäre sie ein Jungkind, das Furcht vor dem Dunklen hat. Hierbei wurde ich das Gefühl nicht los, daß Claire irgendwie wußte, *wer* der Unbekannte wirklich war – fast so, als wäre sie ihm schon einmal begegnet. Deshalb verwunderte es mich nicht, daß

sie nicht ihn, sondern mich über seine Herkunft befragte.

»Wie? Der? Er ist nur ein Besucher, der seine Hilfe angeboten hat«, begann ich meine Erzählung.

»Und? Kann er mir helfen?« drang als Stöhnen aus ihr.

»Ich fürchte nicht. Aber habe trotzdem keine Angst!«

»Die habe ich nicht.« – Und irgendwie schien mir dieser Ausspruch mehr Mut zuzuteilen, als ich mit meinen Worten bei *ihr* erreichen wollte!

Wieder liefen mir Tränen aus den Augen und erst jetzt spürte ich, wie tief mein Schmerz saß. Ich sah ein, daß es unwichtig geworden war, was zu diesem Unfall – der schmerzlichen Verletzung an sich – geführt hatte, sondern daß jetzt nur noch von scheinbarem *Interesse* war, daß Claire sterben wird.

Genüchert von dem zwingenden Gedanken, daß ich *das* irgendwie verhindern muß, schoß ich auf, packte den Zuschauer gemäßigt an der Schulter und stieß ihn etwas an. Ich wollte, daß er mit mir in ein anderes Zimmer wandelt – freilich nicht für lange Zeit – und er tat gut daran, mich schweigend zu begleiten.

»Warum willst du nicht, daß deine Gefährtin dich sieht? Ist es dir nicht ehrbar, selbst vor ihr die Scham zu offenbaren?«

Ich reagierte wütend: »Es sind nicht die Tränen gewesen, vor denen ich mich schämte. Wie sollten sie auch in einer solch tragischen Situation?!«

»Sieh an, mich! Denkst du so naiv, daß ich Wurzel deines Pessimismus bin?«

»Und nun sieh' *mich* an! Soll *ich* es denn wissen?«

»Mich dünkt, als weiß es keiner! Irgendein unbekannter Instinkt gibt mir zur rechten Zeit Bescheid, wann ich wo-

hin zu gehen habe, um fündig zu sein. Noch nie hat mich diese Vorahnung enttäuscht! Und bin ich dann erst einmal da, sehe ich nichts Lebendes, sondern Totes, das in meiner Betrachtungsebene sofort agil und strebend nach etwas Neuem wirkt.«

»Was erwartet die Toten? Was erwartet Claire in deiner Welt?«

»Zunächst einmal soll gesagt sein, daß es nicht *meine* Welt ist, die du dir da vorstellst«, sprach der Tod weiter, »Vielmehr bin ich ein Bote, der alles aus dem einen Dasein der Existenz in das Zweite führt. Und wie es für den Irdischen ein Leben lang in seiner Welt ein Prozeß des Lernens ist, besteht der Tote im Nachleben für alle Ewigkeit. Sein Raum ist beliebig groß, ebenso sein Status, sein Aussehen, sein Verständnis vom Glück. Aber er zahlt den Preis: Aus dieser Welt gibt es weder eine Rückkehr, noch die Möglichkeit des Kontakts zu der Irdischen. Spuk-Erscheinungen, Seelenbesetzungen und anderes Atypisches sind demnach als *unwirklich* abzuwerten. Allerdings weiß ich von dieser Welt nur wenig, ich habe sie selbst nie betreten. Das sollte nachvollziehbar sein, da ich nach dem Prinzip des *nicht-Zurückkehrens* sonst nicht hier sein könnte. Nur die Toten wissen mehr: ... wissen über die Zukunft deiner Geliebten Bescheid.«

Was erzählte er? In seiner Überzeugung hätte ich beinahe vergessen, was ich sagen wollte. »Und was wäre nun, wenn du ohne Leiche heimkehrst? Oder zumindest dahin, wo du die Verstorbenen dem zweiten Existenzstadium übergibst?«

»Das habe ich niemals zuvor getan! Warum sollte das so sein? Was könnte mich – Herberge der Seelen – überreden wollen, Unsinniges zu tun, wo gar nichts getan werden

muß?«

Mein Blick ernstete sich: »Ich habe eine Bitte.«

»Schon wieder?« entgegnete mir der Tod grinsend.

»Ja, *schon wieder!* Es ist eine große Sache, die du – vom Mitgefühl geleitet – für mich erledigen mußt, auch, wenn sie deinem Sinn entgegensteht.«

Hastig kam er in Rage: »Bin ich denn dein Diener? Das Leben gestaltet sich durch ausgereifte Paradoxien. Demnach gibt es das Entstehen eines Organismus und den Tod eines Organismus. Und alles, was dazwischen existiert, steht im völligen Kontrast zur Vielseitigkeit der Natur.«

Eitel war meine Antwort: »Das interessiert mich nicht. Es gibt etwas, das dir deine Ehre abverlangt und worum du gewiß schon oft gebeten worden bist. Und immer mußt du ablehnen, egal, wie entmutigend oder dramatisch das Vorliegende war. Gleichgültig, ob ein Säugling stirbt, oder ein Fisch gefressen wird – du mußt das tun, was dir vorherbestimmt ist. Doch hier sollst du von deinem Vorgehen absehen, abweichen, das Geschehene einfach tolerieren, ohne darauf zu reagieren.«

»Das soll ich können?« Unschuldig, wie er bestimmt nicht gewesen ist, tat er.

»Hast du denn niemals geliebt?«

»Welch' seltsame Frage deine Lage doch hervorbringt – jetzt versuchst du, mich mit dem Gefühl von Liebe zu bestechen! Wie interessant!«

»Aber Liebe war es schon immer gewesen, die ich anzuwenden ersuchte!«

»Das interessiert mich auch nicht. Und warum sollte ich jemals geliebt werden, wenn es so oft am Tag meine Aufgabe ist, Sterbenden zu begegnen? Wenn du nur wüßtest,

womit *die* mich damals bestochen haben! Da gab es solche, die reich waren, und als ich an ihr erhaben ausgekleidetes Sterbebett herantrat, wimmerten sie auch nicht anders als der Gemeine, doch boten sie mir Land und Macht an. Soldaten, denen ich nach der Schlacht auf dem Feld begegnet bin, wollten sich sogar in meinen Dienst als unbezahlte Söldner stellen, bloß, weil sie nicht wußten, ob der *Himmel* auf sie wartete. Denn da statt eines himmlischen Engels ich als der Unbarmherzige erschien, wurde ihnen ihr Glauben komisch: am Ende brach ich sie alle. Doch lasse dir gesagt sein, daß ich die einzige irdische Erscheinung bin, die in der Natur jemals auftreten wird – immer allein und nicht zur Korruption zu bewegen. Ginge es nach den Angeboten meiner Opfer, wäre ich heute Alleinherrscher der Erde und die Menschheit meine Armee.«

Es schien schlecht um meinen Plan, daß er davon absehen möge, Claire mit sich zu führen. Doch noch einmal versuchte ich es:

»Sieh' durch den Türspalt auf sie: *Siehe nur hinein!*« sprach ich zornig und beobachtete ihn, wie er es tat. »Ist es so schwer für dich zu erkennen, daß ich ohne sie – wenn du ihr Ableben bewerkstelligt hast – noch mehr leiden werde, als sie es in allen Stunden zuvor summiert verspürte?!«

»Auch *dich* werde ich eines Tages holen!«

»Daran zweifle ich ja keineswegs! Aber ... «

Lächelnd wie ein Psychopath, mußte ich mich aufstützen. »Es ist nur so kontrovers – manchmal –, daß ich oftmals vermuten muß, sinnlos zu leben!«

»Du lebst für mich. Man stirbt eben, weil man die Variation des Lebens aufrechterhalten muß. So auch deine Gefährtin.«

»Trotzdem wirkt es in meiner Ansicht geschwärtzt – ein verfehltter Gedanke! So, als hätte man sich Jahrzehntlang auf etwas vorbereitet und würde dann – zum gegebenen Zeitpunkt – erfahren, daß alle Vorbereitungen überflüssig wären!«

»Willst du mir die Schuld zuteilen?«

»*Du* allein trägst sie! Erkenne doch, wie verzweifelt ich bin! Du willst mir das einzige rauben, das mein Leben am Bestehen hält! Ebenso könntest du einem Einsiedler seine Insel rauben und ihn dazu zu verbannen, im Meer zu ersaufen!«

»Diese Überlegung ist fehlerhaft. Ich nehme nur Lebendes und mache es unvergänglich . . . «

»Aber nicht hier! *Hier* läßt du es ableben und schmerzvoll jene zurück, die das sterbende Wesen lieben! Und das bin nur *ich!*«

»Ich sagte schon einmal, daß du mich im Moment nichts angehst.«

»Davon rede ich gar nicht. Ich will nur mehr Zeit haben. Lasse mich doch versuchen, deine Gewohnheiten zu brechen – nur dieses eine Mal. Bei den Milliarden von Unschuldigen, die du schon entführt hast: Nur dieses *eine* Mal, so beschwöre ich dich!«

Der Tod dachte. War es tatsächlich so leicht gewesen, den Tod zu beeinflussen? Aus meinen Geschichten und Märchen, die ich während meiner Jugend zu hören bekam, weiß ich anderes, und erwarte auch solches. Doch jetzt schien es so, als wäre er fast bereit sich überreden zu lassen, Claire als Opfer aufzugeben.

»Ich will dir Zeit zuteilen – ein Jahr.«

»Was geschieht nach Ablauf dieser Frist?«

»Dann werde ich euch erneut erscheinen und dein Weib endgültig mit mir führen. Gleichsam, ob sie gesund ist oder krank. In einem Jahr ist sie mein. Das ist der Lauf der Dinge.«

»Warum tust du das für mich, Tod? Ich glaubte immer, du seist unerbittlich!«

»Das sey rasch gesagt: Ihr als Paar habt mich an ein anderes liebendes Bündnis erinnert, das ich vor mehr als zwei Jahrtausenden zu trennen hatte. Es war an einem Sommerabend im heutigen Bulgarien. Ich erschien einfach vor dem sich liebkosenden Paar, blickte in ihre verschreckten Gesichter und führte die Weibliche mit mir. Das Seltsame aber war, daß es selbst mir derartig sinnlos vorkam, was ich tat, daß ich an meiner eigenen Überlegenheit zweifelte. Der Grund für das Ableben meines Opfers war dermaßen kahl und belanglos, so arid und verwegen geschmacklos, wie einfältig, daß ich mein Vorgehen für einen Fehler hielt. Und irgendwann mußte ich diese Schuld schließlich begleichen. Warum also nicht jetzt?«

Meine beglückten Dankesreden wurden durch Claires plötzliches Wimmern unterbrochen und ich stürmte zu ihr. Als ich mich nochmals umsah, war die Gestalt – in feines Tuch gehüllt – verschwunden. Uns blieb ein Jahr.

3 Ein Jahr

Am erstaunlichsten befand ich weder das schnelle Auftreten und Verschwinden der schemenhaften Kreatur, noch das rasche Abklingen aller Anzeichen von Schmerz am Körper von Claire, sondern, daß ich eine Erinnerung daran hatte,

mit dem Tod konvertiert zu haben! Wer kann damit schon angeben?!

Es war wirklich nicht viel gewesen, das ich erreicht hatte. Gerne hätte ich die Ewigkeit als Frist des Wiedersehens herausgeschlagen, doch der Tod ist ungeduldig. Eine Eigenschaft, die in der Branche wie der Seinen zur Gefährlichkeit für andere wird, unter anderem mit tödlichen Folgen.

Es dauerte nur wenige Stunden, bis sich Claire nahezu erholt hatte und schon zu laufen wagte. Nach weiteren Tassen Tee und etwas Wärme durch Decken und Kaminfeuer spürte sie schon bald wieder ihre Fingerkuppen. Ein seltsamer Umgang der Natur ist es mit dem Schutz des Körpers vor Kälte: Alle Wärme zieht sich zu den Innereien zurück, obgleich manchmal der Gebrauch der von Wärme verlassenen, unterkühlten Hände die einzige Option darstellt, sich aus der eigenen Notlage zu retten!

Um sicherzugehen, begleitete ich sie am Tag darauf zu einem Arzt. Sie genas vollständig. In den folgenden Monaten erzählte ich ihr nie, was wirklich geschehen war oder wer unser Gast gewesen ist. Es schien, als würde sie das auch nicht sonderlich tangieren, was mich trotzdem verwunderte. Sie glaubte wirklich daran, niemals dem Tod so nahe gewesen zu sein und dachte, es wäre ein *gewöhnlicher* medizinischer Zwischenfall gewesen.

Doch wußte ich es anders: Ich hatte wirklich mit dem Tod gesprochen und war deshalb vertraut mir diesem Versprechen. Nie hatte ich daran so sehr gezweifelt, wie jetzt, dies alles mir doch nur eingebildet zu haben – die Schuld lag möglicherweise an den Folgeerscheinungen der Kälte.

Nah rückte die Zeit – bald sollten es nur noch Wochen sein – und ich wußte, daß, spätestens, seit ich eine Stoppuhr

habe, ich die Zeit nicht stoppen kann! Es war, als hätte man den Geburtstag eines ehrenvollen Familienmitgliedes im Sinn, und würde man aus Angst des Vergessens, rechtzeitig ein Geschenk zu besorgen, schon Monate zuvor eine solche Besorgung planen. Jedesmal, wenn man vorhat, grübelnd mit aller Ernsthaftigkeit sich der Sache zu widmen, *was* man schenken könnte, verläßt einen der Ideenschatz wie eine nur Minuten bis zur Gewöhnung andauernde Geruchswolke von Gänsebraten ... und treibt davon. Entmutigt, nichts Brauchbares erkoren zu haben, legt man das Vorhaben beiseite, bis es an die Grenzlinie zum Geburtstag selbst bzw. zum Tod stößt.

Dabei ist es gerade für *mich* schrecklich, Claire auf etwas zu Garstiges vorzubereiten, was theoretisch mich überhaupt nicht betrifft. Da es *sie* aber etwas angeht, wird der Fall sofort auch auf mich übertragen und ich frage mich, womit ich diesen Wermut verdient habe, von ihrem sicheren Sterben zu wissen und es schließlich auch mit ansehen zu müssen. Wäre es aber anders herum – ich stürbe und sie sollte trauern – käme ich mir um meine Situation ebenso hilflos und schändlich vor. Wie man es auch dreht: lebt man, ist der Tod schlecht. Liebt man, ist der Tod schlechter. Und liebt man so sehr, daß allein das Wegblicken vom Partner ein Brennen auf der Haut verursacht, ist der Tod nur ungerecht.

Abschweifend von meinen Leitgedanken, will ich wieder darauf zurückfinden. Der Tod also ... ist ein wahrhaft unangenehmer Geselle und kommt meistens dann, wenn man ihn weder erwartet noch erwünscht. Letzteres in jedem Fall. Auch kann ich mir nicht vorstellen, daß der Tod in seiner Erscheinung als geschlechtsloses Wesen zu Gesprächen aufgelegt sein könnte. Was hätte er wohl auch zu erzählen und

weshalb sollte er überhaupt dazu geneigt sein, von sich aus loszuschwatzen, wenn es doch so viel einfacher ist, diskret und kühl auf alle Fragen in einer Form zu antworten, die weit über der Erhabenheit steht, fast schon die Allmacht überwunden hat?!

Ich sagte *fast*, da die Darstellung von Allmacht die Fehlerlosigkeit voraussetzt. Doch immerhin ließ sich diese scheinbare *Allmacht* dazu überreden, noch ein Jahr lang in ihrer eigenen Arbeit abzuwarten.

Der Tod ist also *fast* allmächtig sowie nicht besonders redselig, was ich übrigens auch nicht wäre, wenn ich tatsächlich mit dem Vergänglichen zu tun hätte. Und doch ist es mir gelungen, ein Geschäft abzuschließen. Ich kann stolz sein, daß mir dies als Laien gelang, und muß trauern, daß ich so töricht gewesen bin und nicht die Unsterblichkeit für Claire verlangte.

Immer mehr gerate ich in Konflikt. Je näher die Zeit rückt, die der Tod für das Liebste, das ich kenne, vorgesehen hat, desto unruhiger verhalte ich mich. Und natürlich bleibt dieses anormale Treiben Claire nicht vorenthalten.

Von mir aus freilich nicht, doch man wird sich denken können, daß sie mißtrauisch wird, wenn ich Nacht um Nacht wach liege und auf sie blicke, während sie ebenso versucht einzuschlafen, es aber aus übertragener Unruhe nicht schafft. Jedesmal wird es schlimmer und kraftvoller, wie ich sie lieben will, da ich weiß, wie lange noch . . .

Wiederholt soll erwähnt sein, daß es sich nicht um *mein* Leben handelt, das angegriffen wird, es aber doch so wirkt. Eine Lüge ist eine indirekte Verschwiegenheit. Und Claire weiß es.

Ich fühle mich feindselig gegenüber dem Tod. Doch weiß

ich auch, daß das jeder – im Willen seines Überlebens – denkt. Das Besondere an meiner kritischen Ansicht nun ist, daß es persönlich ist. Auch wird man mir zum zweiten Mal die Subjektivität widerlegen wollen, denn jeder trifft seinen Tod persönlich. Bei mir aber ist das Wesen der Idee zu überleben und somit die Liebe zu wahren, die mich und Claire etwas angeht, nicht mit dem Gedanken vorbei, es habe so sein müssen. Eine gute Schlaufe – der Kern jeder Windung – ist der Trieb zur Wiederholung.

Doch so einmalig das Ereignis des Todes auch ist, so vielfältig und unverständlich zeigt es sich. *Mir* gelang es immerhin, einen Aufschub zu erreichen, den ich lieber zurückgenommen hätte, nur um nicht die Summe jener Frevelei oder gar den Endpunkt des gefürchteten Erwartens zu erleben, und mit ihr hinzusterben.

All die Zeit, die ich damit zubrachte, darüber zu sinnen, wie gefahrvoll und unausweichlich der Tod doch sey, und ebenso zu spekulieren, was wirklich geschehen wird, sah ich mich geradezu dazu gezwungen, Claire immer mehr und mehr zu lieben und zu begehren. Es war weder die Liebe aus Fleischeslust, noch dieser Unsinn der *platonischen Liebe*: In unserem Fall konnte man beruhigt, als säße man bei Gebäck und Tee, davon ausgehen, daß ich sie auf einer solchen Ebene schätzte, wo allein der Gedanke um das gemeinsame Fortbestehen von Bedeutung ist.

Gleich einer Stange Bambus, die unentwegt weiterwächst, liebte ich Claire. Das sagte ich bereits. Und es war mir tatsächlich in Übelkeit ein gewaltiges Ungemach geworden, zu wissen, daß sich der Tod nähert. Hätte ich eine Option gehabt, den Pakt abzuwenden – und selbst wenn *ich* mich dem Tod zur Verfügung gestellt hätte – so wäre es mein

sofortiges Vorgehen gewesen. Aber es nutzte doch nichts. Unbesiegbare kann nur ein Laster sein!

Die Zeit verrinnt noch immer und ich habe das Gefühl, daß die Standuhr dort schon öfter schlug, als ich sie besah und das radiale Wandern der Zeiger verfolgte. Welch' eine Erkenntnis!

Die Frist war nun bis auf eine Woche herangerückt. Gespannt verfolgte ich den Kalenderstatus, als würde ich eher etwas erwarten, statt befürchten. Abwarten, daß es vorbei sey. Immer nervöser wurde jetzt mein Auftreten, das auch Claire auffiel. Doch stets erfand ich eine Notlüge, um sie in beschwichtigender Weise zu beruhigen, obgleich ich um die Falschheit meiner Verschwiegenheit wußte. Wenn sie es nicht wissen sollte, hätte ich dann ein Recht dazu, es für mich zu behalten?

Ich hatte die Zeit mit meiner Gefährtin ausfüllend genutzt. Wir taten Dinge, die uns in Überraschung zuvor viel zu gefährlich vorkamen; aßen Dinge, die wir zuvor aus Ekel nicht hätten schlucken können. Mir ist unbegreiflich, weshalb sie – gleich meinem Willen dazu, die letzten Tage ihres Lebens so aufregend sonderbar und ungewollt befriedigend zu vollziehen – meinen Ideen nachkam. Es sollte ihr doch zumindest eigenartig erschienen sein, daß ich so unvorsichtig mit unser beider Leben umging, als müßte sie vermuten, einer von uns stürbe in einer absehbaren Zeit. Aber existiert nicht zu jeder scheinbaren Konstante eine Frage, eine Anschuldigung oder ein Zweifel?

Und all unserer Unvorsichtigkeiten – der Ironie des Wortes selbst ungeachtet – zum Trotz, hätte ich überhaupt nicht vorgehabt, mir Claire einfach so aus meinen fühlenden Fingern reißen zu lassen! Zwar mag ich gedacht haben, daß

Claire im Widerwillen zum Tod eigens nicht fähig gewesen wäre. Doch jeder Mann in Anbetracht seiner genetischen Bevorzugung, was körperliche Selbstüberschätzung betrifft, würde so denken. In dieser schamlosen Situation ließ selbst *ich* es mir nicht nehmen, heroische Gedanken zu hegen, Claire vor dem *großen Übel* zu beschützen, auch wenn mir bewußt blieb, daß jeder Vorwurf gegen das Unvermeidliche unbegründet sein würde.

Stundenlang ersann ich Gedanken, wie ich wirkungsvoll gegen den Tod arbeiten könne. Doch kamen mir weder Ideen in den Sinn, wie ich meine physische *Mächtigkeit* gegen ihn einsetzen sollte, noch wie die Abart einer List zu gebrauchen sey. Vielleicht sollte ich ganz natürlich sein, um die unbegrenzte Wahrheit zu erschließen.

Verzweiflung und Verbitterung zum Aufgeben breiteten sich aus und legten sich wie trister Staub belastend auf meiner Seele nieder: teilweise zwar zu beseitigen, aber gänzlich niemals in etwas Erfreuliches zu alterieren.

Wie der Tod war auch die Zeit eine solche Konstante, die gegen uns arbeitete. Da es ihr aber völlig an Personifizierung fehlte, vermochte ich auch keine bekämpfende Strategie einzuschätzen. Auch, wenn der Tod – seine Person – mehr der abergläubischen Sitte emanierete, muß ich doch den Ablauf der Zeit physikalisch-realistisch betrachten. Sie zu mißachten, wäre höchst töricht und eine Frevelei deren Ausmaßes, als erhöbe man Anspruch auf Ländereien, die auf einem anderen Planeten liegen, der einen fernen Stern zugeordnet ist, ohne zu wissen, ob diese Gebiete bewohnt sind. Aber solange auch nur noch ein Fünkchen neuroelektrische Aktivität in meinem Hirn waltet, werde ich nicht aufgeben!

Nur noch ein paar Tage würde es nun dauern, bis der Tod seinen Tribut – wohl bemerkt: ungerechten Tribut, wie ich glaube – einfordern wird und ich habe mir überlegt, ob es von Sinn strahlt, jetzt noch zu verreisen. Weder ist es so, daß ich denke, dem Tod durch diese Art von Flucht zu entgehen, noch liegt es mir im Gewissen, daß ich eine Reise vor dem *gewissen* Tod Claires für Verschwendung halte. Ich müßte mich selbst ohrfeigen, daß es im Kopfe schallt, wenn ich dies glauben sollte.

Nur empfinde ich, daß die begrenzte Zeit, die wir noch miteinander zubringen dürfen, nicht mit dem Verleben irdischer Genüsse, sondern mit dem Erquickten an ideellen Befriedigungen gefüllt sein sollte, so wie es sich für ein Liebespaar ziemt. Nicht umsonst wird der klischeehafte Kuß am Bahnhof, wenn einer der beiden in den Zug zu steigen hat und sich vom anderen verabschiedet etc., auf das letzte Sekündchen abgefaßt. Würde es nicht auch seltsam und unbefriedigend sein, wenn man sich Stunden vor der Abreise schon den symbolisch vorgefertigten und vielleicht auch auf das bedeutende Kernzentrum abgeschmeckten Kuß zuteilen würde, um sich erst im Anschluß zu trennen?

Folgendes hatte ich also geplant: Mein Verlangen ersann *am letzten Tag* einen Spaziergang durch eine Heidelandschaft und dem anschließenden Betreten eines Moores.

So unruhig mancher doch das zukünftige Geschehnis werten wird, so gleichgültig empfinde ich es auch. Für mich war die Reinheit der Natur noch immer gleichbedeutend mit der Schwärze jener Seele, die sich Frustration nennt. Aus bloßem Unwillen heraus zielt sich das Verfllossene nicht, uns seine Schönheit zu schenken, wie ein Almosen es würde. Und gewiß auch mit einem geringen teuflischen Verdacht!

An diesem Abend kleidete ich mich nicht der Gelegenheit wegen anders als sonst.

Claire tat dies durch ihre Unwissenheit sowieso nicht. Sie wußte, daß ich ein Wesen bin, das man danach fragen kann, ob es für eine Weltreise unbestimmter Dauer und der Ungewißheit um genug Nahrung alles sofort stehen- und liegenlassen würde – und ich einwilligen würde!

Nur eine Stunde später erreichten wir das Land, das wir auch zu betreten gedachten. Tat man nur einige wenige Schritte über die feuchten, nebeligen Wiesen an diesem Abend, so wußte man: Die Welt schläft! Lediglich ein paar Nachtvögel schneuzten und harrten aus Ärger über die nächtliche Störung bei ihrer Jagd. Vielleicht glaube ich mich auch zu erinnern wissen, daß einige Teichfrösche oder Enten Laute von sich gaben.

Beinahe immer wieder finde ich es erstaunlich, wie intensiv doch eine solche Abendatmosphäre – ungetrübt von allem Geschwätz der Menschen, das den Leib der Erde in Qual durchbohrt und zur Folter zwingt. Doch ich und Claire waren hier gewesen. Hier, in einem Paradies für Schauer und Verleber. Für solche, die gerne unbekanntes und gefährvolles Terrain betreten.

Wie ich mich fühlte, als ich durch die Nacht wanderte? Fast schon spürte ich die Dunkelheit auf meiner Haut! Es ist ähnlich einem Gefühl, wenn man etwas Vertrautes aus der Kindheit wiederentdeckt, nachdem man es verschollen glaubte – und wenn es nur der Anstand zur Selbstsucht ist.

Tatsächlich überkamen mich die abendlichen Glücksgefühle so stark, daß ich gar dachte, ich hätte die ganze Sache mit dem Erscheinen des Todes nur geträumt. Denn immerhin war er mir einstmals nur für wenige Minuten erschienen

und dann über die Dauer eines ganzen Jahres nicht mehr! Was anderes sollte ich schlußfolgern? Und trotzdem mußte ich von der grausamen Wirklichkeit ausgehen. Mein Leidensweg war zwar eben, aber viel zu lang!

Nebel zog auf. Er war so diesig, daß man die Wassertropfen selbst auf der Haut zu vernehmen glaubte. Zwar sah man den Erdboden in dieser mittlerweile gruselig gewordenen Gegend nicht mehr, doch war ich mit Claire schon so oft diesen Pfad abgeschritten, daß es genügte, an den Bäumen eine angemessene Orientierung zu finden. Manchmal – so kam es vor – glaubte ich an die Möglichkeit, daß ein Schurke gerade jetzt befähigt sein sollte, mit gezogenem Messer aus dem Gebüsch zu springen und uns zu überfallen. Jederzeit wäre ich auch bereit gewesen, mich dem Kommenden zu stellen, doch wußte ich um die Gewißheit Bescheid, daß dieser Abend der Liebe gewidmet sein würde, und auch hielt ich daran fest, daß selbst ein Unhold fehl an diesem Abend sey.

»Die Liebe ist in jeder Form unergründlich. Ob sie sich entwickelt oder von Anfang an vorhanden ist, bleibt ebenso unergründlich. Lediglich das Erfahren der Liebe selbst hilft uns, sie zu deuten und als wichtigstes zwischensoziales Hilfsmittel zu ehren. Ihre Funktion aber bleibt auch weiterhin unerschlossen, wenn es um ... die Partnerliebe geht!« begann sie zu reden, während wir eine kleine Holzbank erreichten, die inmitten von Gewächsen stand und auf das Moor Ausblick bot.

»Was ist der Unterschied?«

»Das eine ist optional – also nicht zum Leben notwendig –, das andere schon. Ohne es wäre man genauso nackend, als habe man keine Kleidung am Leib. Doch ohne Liebe würde

man mehr frieren und könnte selbst daran erfrieren!«

»Ist das so?!« stellte ich wiederum erhaben fest – mit einer Andeutung dazu, kaum etwas zu verstehen.

»Aber ja! Erstaune dich über die Komplexität jeder Beziehung, die sich mit Liebe beschäftigt!«

»Ich weiß, was du jetzt über mich denkst.«, so schloß ich beschämt die Augen: »Du glaubst, ich könnte nicht die Vielfältigkeit deiner Anschulung erkennen. Vielleicht muß ich das gar nicht! Vielleicht halte ich mich mehr an die Tiefe und ausfließende Wucht, sobald man nur sein Augenpaar auf einen potentiellen Gefährten fixiert und wie im Rausch sofort weiß: Dieses Wesen dort muß das Rechte sein! Für mich und zum Wohlerhalt der Welt ist es erforderlich, daß ich ihm mutig entgegentrete und die Leidenschaft einfordere, die ich erwarte. Eventuell mit der gedanklich-zweifelnden Beimengung, sein Ziel nicht zu erreichen.«

»Was geschieht dann?«

»Niemand kann das wissen! Die Liebe ist mächtiger, als alle Götterweisheit, gerade, weil sie so verwirrend ist! Niemand kann sie verstehen und lediglich die Zeit scheint imstande, sie – die Fragen nach dem Endlichen – zu lösen.«

Ich stummte und wußte kein weiteres Wort zu wählen. Vielleicht hätte man mir nachsagen sollen, daß ich mich zwischen dem Zeitvertreib im anmutigen Gespräch und dem frustrierenden Warten auf ... den Tod ... nicht zu entscheiden vermochte. Dabei lag die Wahl so offensichtlich vor mir! Ich wollte bei Claire bleiben. Und ebenso stark sollte sie an mich gebunden sein!

Wenn ich mich allerdings herabschätzte – zu einem Menschen, der seinem Instinkt und seiner Gesinnung nicht treu bleibt –, wie soll ich mich dann der Gefahr des Todes stellen

können? Optimisten sind damit zufrieden, was sie haben. Anhänger einer Sache hingegen sind damit zufrieden, was sie nicht sind!

Claire, die neben mir auf der Bank saß und in Unschuld behutsam meine Hand umklammerte wie ein ängstliches Kind, bemerkte den verstärkt aufziehenden Nebel zuerst. Sah man sich zu Füßen, erschien er wie eine Woge aus Wasserwellen: stetig die Knöchel umfließend, aber extrem langsam auf uns zu. Sie (wie ich) verfolgte, wie Grashalm um Grashalm eingenommen wurden, und endlich auch die Füße undurchsichtig wurden. Etwas war ich schon verwundert, das sich in einer witterungsunmöglichen Nacht wie der diesen Nebel aufzog und uns einen grausigen Mantel schenkte.

Ein Licht schlug auf! Die gesamte Nebelfront erstrahlte wie die Sonne und ließ uns für Sekunden erblinden. Und die Finsternis ergrellte mein Blindsein.

Abgesehen davon, daß der Moment des Lichtes – tatsächlich hielt er sich kurz wie ein Blitzschlag – nur so zeitgering war, als daß ich mit keiner Reaktion zu kontern vermochte, standen mir doch alle Gedanken frei: So kam es mir vor, daß ich in diesem Moment mehr nachdachte, als in den letzten beiden Tagen. Und noch nicht einmal *das* kann man übersehen!

In jenem angesprochenen Moment wußte ich so sicher, wie ich einen Namen trage, daß ich verloren hatte. Nicht nur die taktische Offensive, sondern auch den gesamten Krieg. Einfach verloren.

Was ist das für ein Gefühl – nicht nur für einen seiner Pflicht nachgehenden Soldaten, sondern auch für mich –, mitten in einem Konflikt zu erkennen, daß keine Hoffnung

mehr auf einen Sieg besteht? Plötzlich seien alle eigenen Armeen vom Schlachtfeld getilgt und man findet sich inmitten einer Hand seiner Kameraden wieder, die mit dir selbst im Graben hocken und warten, von Feinden eingekreist zu werden. Doch der Feind ist nicht in der Überzahl, kann dafür aber auch nicht mit konservativen Waffen beseitigt werden.

Ich teile meine Hoffnungslosigkeit nicht mit einem Dutzend Kameraden – ich teile sie überhaupt nicht! Nur der Tod und ich wissen, wessen Frist verflossen war!

Ich gebe zu, mir in jener behelfslosen und ungeschützten Situation nichts mehr herbeigewünscht zu haben, als die Wirklichkeit dieser Redewendung in übertriebener Wirklichkeit. Zwar weiß ich, daß des Todes Zeitplan stets gefüllt ist, er aber ebenso keinen Termin aussetzt. Aufschübe gab es nicht.

Wie nackt in einem Käfig von abgemagerten, aggressiven Pumas, oder besser: Schlangen, die nichts sehnlicher begehren, als ihre Zähne in mein Fleisch zu schlagen, sah ich mich. Ohne Entkommen bliebe mir lediglich die Option, mich dem Unausweichlichen zu stellen oder ... – es gibt keine Alternative!

Und plötzlich war es mir ein erzwungenes Leiden, zu Claire zu schauen und die verheißungsvolle Naivität zu begutachten, in der ihr Gesicht eingelegt war, wie ein Steak in Marinade. Wie aber auch die Marinade beim Grillen verschwindet, schien auch ihre Unschuld betroffen zu sein: Von *allem* hatte sie keine Ahnung: ein Wesen der Gegenwart, das weder dem Privileg zuteil wurde, die Vergangenheit zu verstehen, noch die Zukunft zu beschaffen. Sie war ein Kind der Entschlußlosigkeit.

Wie war mir zugetan, als mir, ach, sich eine Hand aus dem Nebel entgegenstreckte und ihren Tribut einforderte. Und ich wußte, daß die Hand nicht mir, sondern meiner Gefährtin galt.

Die Figur erscheint. Doch diesmal ist Claire nicht vom Schmerz betäubt, sondern kann klar die gruselige, sich ihr offenbarende Gestalt wahrnehmen. Wie würde ich die Aussage aufnehmen, wenn mir jemand sagt, daß uns diese Gestalt schon einmal aufgesucht hat? Würde ich mich eines Gedächtnisverlustes beschuldigen? Ich aber kam in Verruf, da ich sie – den Tatbestand meiner Existenz – niemals aufgeklärt hatte.

In ganzer Pracht, so kann man es wohl am besten sagen, gab sich uns der *Sensenmann* dar, auch, wenn er keine Werkzeuge trug. Ich und Claire sagten kein Wort und schwiegen bedächtig, wie vor einem Fremden. Doch ihr Erstarren war auf Furcht zurückzuführen, meines lediglich auf Scham davor, der Tod könnte unangenehme Antworten preisgeben, die mich in Bedrängnis und Verlegenheit bringen.

Rasch kam ich zu der Einsicht, daß diese Gestalt nicht ewig Einfluß auf unser Leben haben darf. Dabei übersah ich, daß sie nur eine winzige Aktion forderte und dann für lange Zeit nicht wiederkehren würde, bis ich an der Reihe sey.

»Ich bin gekommen, um einzuholen, was mir versprochen worden ist.«

»Gar nichts ist dir versprochen worden, Elender! Wir haben keinen Vertrag und noch nicht einmal eine Übereinkunft mit einem Handschlag besiegelt!« schrie ich auf.

»Kennst du diesen Mann?« warf Claire unschlüssig ein. Die Frage war an mich gerichtet.

Erst drückte ich mich etwas herum, gleich so, als sey ich meinen Eltern irgendeine unangenehme Erklärung schuldig. Doch Claire liebte mich mit seelischer Überzeugung und sie hatte recht darin, mich zu fragen. Dies in Kombination mit dem ungeduldigen Antlitz des Todes veranlaßte mich, eine geforderte Erklärung an meine Gefährtin herauszupreschen, wie es der Wind nicht schneller hätte vermitteln können:

»Der Kerl ist nur deinetwegen gekommen! Er ist uns schon einmal begegnet«, gestand ich ein.

»Dann habe ich mich also keineswegs geirrt!« sprach sie eindeutig und in Überzeugung ins Leere.

»Was meinst du?« gab ich zurück, obgleich ich schon eine Ahnung hatte. Die ganze Zeit über beobachtete der Dritte stumm den Verlauf des Dialogs.

»Ich weiß, wer es ist. So abartig und gänzlich *ungelegen* kann nur *einer* in Erscheinung treten!« stieß sie wie Gift in Ekel aus und erboste, sodaß es an mir lag, sie zu beschwichtigen, bis auch ich plötzlich umstimmte.

»Du erscheinst tatsächlich ungelegen, wie nie zuvor! Vielleicht solltest du dich zurückziehen!«

Ich resümierte: wahrhaftig hatte ich dem Tod gedroht! Hatte ich noch alle Sinne beisammen und besonders die Angst vor *ihm* verloren?

»Mein Erscheinen gilt nicht dir. Laß mich tun, wozu ich gekommen bin und erfülle somit deine Seite des Pakts. Es würde an dir nicht gut aussehen, wenn du jetzt meine Gnade hintergehst und mir entgegenstrebst.«

»Es gibt keinen Pakt! Auch, wenn ich unsere Vereinbarung begrüßte, beruhte sie doch auf einseitigen Schlüssen! Ein zeitliches Abkommen, das am Ende mit dem Tod oder der Versklavung droht, kann niemals rechtens sein und

nur durch Unsinn begründet sein! Ich kann und will nicht glauben, was du vorhast!«

Provokant positionierte ich mich vor Claire, die ruhig, aber mit erkaltetem Blick über meine Schulter hinweg die Gestalt fixierte. Der Tod selbst trat einen Schritt zurück und drehte sich von uns weg. Er blickte trist in die Ferne, aber mit der Gewißheit, daß seine Beute ihm nicht entkommen wird:

»Es bewahrheitet sich also: man darf niemals einem Menschen trauen, dem ein Ultimatum gestellt worden ist. Aber glaubt ihr etwa, ihr könntet mich überlisten?« – Er erhob seine Stimme und ich fühlte mich geneigt, unsere Position zu rechtfertigen.

»Diese Situation ist vollkommen divers! Wir bringen dich nicht etwa um deinen *Lohn*, weil uns Betrügereien ein profitables Geschäft sind, oder ... «

»Es geht immer nur darum, ein erzittertes Leben zu wahren. Zumeist das eigene und es ist euch an Seltenheit, daß du das deiner Gefährtin zu decken wünschst: Die meisten glauben dann auch an Gefahr für sich.«

»Mut ist irrelevant! Was für eine Gefahr sey es denn, das einzige, mich am erfreuten Leben haltende Geschöpf zu schützen, um letztlich auch meinen Wahnsinn zu bannen?«

»So, so: die Vielen, die ich holen mußte, sprachen auch von heroischen Aufopferungen und prahlten, wie sie es vor dem anderen Geschlecht nicht besser hätten tun können. Doch gab ich mich zu erkennen, wimmerten sie wie kleine Kinder, denen ich Passagen aus dem Buch *Arten zu sterben* vorlese!«

»Wir kennen dich aber schon seit einem Jahr!«

»Ja, und ein Jahr ist genug der geschenkten Zeit. Sie

kommt mit mir!«

»Was? Es geht um mich?!« – Verängstigt drückte sie sich an meinen Rücken und griff meine Hände so starr, als wolle sie Orangen auspressen.

»Hat dieser Narr etwa nicht jenen verkannten und angepriesenen Mut gezeigt, dich vorzubereiten?« schwärzte er mich an.

»Vorbereiten? Sey still! Du wirkst wie ein Tyrann! Ein Drachen, der im Ekelflug seine Schwingen ausbreitet und sich auf das Aas stürzen will! Doch das Aas lebt noch! Sieh' her und erlebe ihr Atmen, ihr Sprechen, ihr verängstigtes Schweigen! Und du besitzt noch nicht einmal genug Anstand, in gerade solchen Situationen die Drohungen zu unterlassen! – Wie schändlich!«

»Anstand kann ich bei meinen Aufgaben nicht brauchen. Ich muß stets direkt handeln und . . . «

»Ja, ja – das kennen wir schon!« unterbrach ich ihn dreist und wendete mich ab. Dabei überlegte ich, ob es so gut gewesen ist, die Kreatur zu reizen, die doch so oft ihr Desinteresse an mir bekundet hatte. Vielleicht könnte der Tod seine Interessen ändern! Doch es ging hier nicht um mich: Eventuell würde ich durch meine unüberlegten und ragevollen Ansprachen ein *friedliches Sterben* in ein Grauensvolles umwandeln; vielleicht ist das Sterben nur in einer Variante – dem Grauensvollen – möglich. Trotzdem durfte keine Schwäche aus mir hervorschimmern. Weder in den Worten, noch der Haltung.

»Gib uns noch ein paar Minuten!« beschwichtigte ich ihn mit freundlichen Worten und hoffte auf Verständnis.

Ohne Antwort oder Erlaubnis abzuwarten, verschränkte ich eine meiner nervösen Hände auf Claires Rücken und

schob sie etwas an. Wir gingen einige Schritte durch die Landschaft. Der Tod befand sich noch immer in Sichtweite und wirkte konzentriert. Dann stellten wir uns voreinander auf und ich neigte in Demut den Kopf. Sie redete:

»Dein Bitten um Entschuldigung ist akzeptiert. Würde ich mir vorstellen, an deiner statt hätte handeln zu müssen, wäre kein anderes Ergebnis erfolgt, als die gleichwertige Verschwiegenheit!«

»Ich ...«, begann ich zu stammeln und ließ die Hände sofort wieder uneinig baumeln, da ich mich nicht mehr auszudrücken wußte. Unaufgefordert drückte mir Claire einen Kuß auf die Wange: »Wenn das mein Schicksal ist, ist es dann nicht meine Pflicht, es anzunehmen, ebenso, wie ich bereit war, uns zu Gefährten werden zu lassen?!«

»Es gibt gewiß andere Wege, um ...«

»Hank! Sieh dich um! Dort steht der Tod und greift bereits meine Schulter! Es gibt Konstanten im Erlebbareren, denen man nicht zu widerstehen vermag! Vielleicht sogar noch mit der Gefahr, dich in das Schema einzubinden! Das will ich nicht. Und du ebenso wenig, wie ich deinen verschmerzten Augen entnehmen kann!«

»Gibst du so schnell auf?« verärgerte ich.

»Das nicht, nur ...«

»Sehnst du dich etwa nach dem Tod? Diese Hingabe erscheint mir zu gleichgültig begründet!« erboste ich nochmals.

»Ich sehe nur keine Alternative! Nicht einmal *du* kannst mich vor dem Kommenden bewahren!«

»Das findet Konsens: Ich alleine nicht! Doch *wir*! Glaubst du denn, wir wurden für dieses Bündnis nur bestimmt, um Liebe zu erfahren? Es ist viel umfangreicher und jetzt erst

zeigt sich die wahre Bedeutung einer Liebschaft: die Option auf den Schutz des Lebens vor dem, das diesen Frieden stören will!«

»Aber Hank!«

»Du glaubst mir das nicht?! So komm!«

Daraufhin nahm ich erneut ihre Hand auf und drehte mich selbstbewußt um 180°. Wie gerufen stand ganz dicht der Tod vor mir und ich wußte nichts Gescheiteres zu erbringen, als ihn im Triebe meiner Selbstlust anzugrinsen: »Heda!« – »Nun ist das Ultimatum gänzlich fortgeschritten. Es werden keine weiteren Aufschübe toleriert. Noch nicht einmal für ein Augenzwinkern.«

»So verbissen begründet sich dein Dasein also?« verscherzte ich ihn und erkannte – wie erwartet – keine Gesichtsregung. Erschreckt über meinen eigenen Handlungsunmut begann ich, einen Gedanken vorzutragen – dergestalt zur Überzeugung verformt, den Tod noch viel mehr als bisher zu beeinflussen.

Während ich auch weiterhin mit dem Tod sprach, kehrte ich mich erneut von ihm ab und blickte Claire ins Gesicht. Obgleich ich eigentlich mit dem Tod den Monolog führte, tat ich doch so, als wollte ich mich mit Claire unterhalten:

»Hast du gewußt . . . , ist dir nicht bewußt, daß ich ohne sie nicht leben kann? Wie sehr doch erinnern mich gerade die traurigen, heute gegenwärtigen Momente an die verlebte Zeit, die von vielen Erhabenheiten geprägt gewesen war!«

»Ich kann keine Schuld tragen, wenn du dich mit dem Abschied nicht abfinden kannst. *Du* mußt es dennoch.«

»*Nein!*« – Ich strahlte wieder: »Immer wieder den erfreulichen Zwang der Erinnerung zu verspüren – wie grausam! So ist es uns beispielsweise zum Ritual geworden, fast zeit-

gleich das gemeinsame Bett zu besteigen, die kühlende Decke über unsere Leiber zu ziehen und nach dem Seitwärtsdrehen des Kopfes sich ins Gesicht zu sehen; kontrollierend jede Falte, jedes Detail mit der eigenen Erinnerung abzugleichend. Und hatte man erst einmal in harmonischster Berührung festgestellt, wer wirklich einem gegenüberliegen würde (als ob man das nicht bereits wüßte!), würde eine nächste, beinahe spirituelle Phase eintreten: unter geschlossenen Augen nämlich konzentriert man sich darauf – gleich einer Wärme suchenden Giftschlange – gerade diese Wärme wahrzunehmen und jegliches an Zumutbarem zu teilen. Die Liebe, die jeden Abend bei dieser Prozedur zwischen uns entflammt, ist weder durch den Menschen, noch von dir, Tod, zu löschen. Und solltest du es wagen, werden Überraschungen dich anfallen! Jedenfalls habe ich soeben festgestellt, daß es töricht ist, mit Worten ausdrücken zu wollen, was ich und Claire füreinander empfinden. Lediglich *wir* verstehen das und deswegen ist unser Zusammenbleiben – die irdische Konsistenz – unbedingt erforderlich!«

Was ist nur zu tun, wenn man Angst davor hat, seine Geliebte zu überleben, ich ihr aber auch nicht die Last aufbürden will, über mein Ableben trauern zu müssen? Man müßte gemeinsam sterben – das wäre ein Glück!

»Diese Forderungen können nicht erfüllt werden«, schrie die verdächtige Kreatur und streckte ihren Arm aus, um mit geöffneter Hand Claires Nacken zu erreichen. Sofort faßte ich sie beidhändig an der Hüfte und drehte sie mit mir so, daß ich nun zwischen ihm und ihr meinen Platz fand. Etwas irritiert ließ der Tod verkünden, daß auch ich sterben müsse, wenn ich mich ihm sichtlich entgegenstelle. Ich reagierte allerdings bewußt nicht. In den nächsten Minuten sollten

meine Gedanken und Sinne nur Claire gewidmet sein.

Im Grunde hatte ich ja auch nichts gegen jemanden, der so pflichtbewußt seiner Arbeit nachgeht. Doch dabei war er störender, als einen Komiker zum Schachpartner zu haben.

Schon im nächsten Moment startete die feindliche Person einen neuen Versuch und gedachte diesmal, Claire erneut anzupacken. Doch wie ich im verschwommenen Schein diffus und wie in glitzernden Nebel badend feststellen konnte, schien Claire, die ja noch immer vor mir stand und bei geschlossenen Augen meine kalten, zittrigen Hände hielt, gegen die Tat des Todes immun zu sein: Dieser wollte ihr an die Schulter greifen, prallte aber einige Zentimeter vor ihrer Haut an etwas Unsichtbaren, einer Aura?, ab, sodaß seine Hand immer wieder wie vor etwas Heißen zurückschreckte. Ich protokollierte mehrere, an verschiedenen Stellen angesetzte Versuche, das seltsame Schild um uns herum zu durchdringen – auch mit schlagender Gewalt.

Ebenso, wie ich aber die Gefühllosigkeit des Todes erkannte – Verdruß und Ärger wegen des undurchdringlichen Problems –, so war sie auch Claire gegeben: Sie schien – der Mimik nach – gar nicht zu bemerken, daß man sie berühren bzw. schlagen wollte und zeigte sich stattdessen genauso konzentriert wie ich. In diesen Sekunden wollte mein vernünftiges Denken mir nicht recht zukommen lassen, weshalb der Tod solche Schwierigkeiten hatte, an uns zu gelangen und wie eine Hyäne über uns dieselbe absolute Kontrolle auszuüben. Doch wer die manifestierte Gestalt des Todes vor sich sieht, darf ohnehin nicht von klarem Denken ausgehen.

Dennoch identifizierte ich eindeutig Claires entspannten Gesichtsausdruck vor mir, der sich scheinbar vom Gesicht

geblasen wie eine Wolke der göttlichen Zufriedenheit über uns legte und schützte. Während außerhalb dieses sicheren Mantels der Tod wütete, kam große Gemütlichkeit in uns auf, die zur Entspannung führte. Selbstverflossenheit gewann die Oberhand und vermachte uns im Eifer des Vererbens das Gefühl, mächtiger als der Tod zu sein! Sofort, nachdem mir dieser widersinnige Ausspruch durchs Hirn geschossen war, ließ der Tod mit seinen Gewalten ab und kehrte uns den Rücken zu. Ich richtete eines meiner Augen auf ihn.

Wie ich erwartet hatte, war er nicht außer Atem gekommen, blickte sehr ruhig, als er den Kopf leicht zu uns drehte, und ließ ein Überlegen ersehen. Er schien eine List zu ersinnen, die mir in diesem Zeitpunkt mehr Sorge vermittelte, als die Idee, unser Schild könnte an Wirksamkeit verlieren. Es mag auch das beängstigende Dröhnen meines verwunderten Kopfes gewesen sein, das mich daran hinderte, etwas von einer Quelle in mehr als einen Meter Entfernung zu hören. Doch war ich überzeugt davon, daß die Gestalt des Todes nicht ein Wort sagte und einfach ihren Weg schritt. Wie beleidigt, aber in keiner Miene ausgedrückt, trat er wortlos und rückwärtsgehend einfach hinter einige Bäume in den Hintergrund und war von der Umgebung nicht mehr zu unterscheiden.

Einige Minuten dauerte die seltsame Prozedur noch, welche uns das Vorhandensein des Schutzes erst gewährleistet hatte. Kann es unsere Liebe gewesen sein, die ohne Mühe der Macht des Todes gleichkam und ihn beschwichtigte?

Ich hatte kein Interesse an weiteren Überlegungen und war einfach nur glücklich, diesen Abend überstanden zu haben. Trotzdem erschien es mir unangenehm, daß der Tod

seine angestrebte Beute verfehlt hatte. Gerade bei ihm, der ohne Verständnis geboren wurde! Etwas schien ungewiß.

Dieser atypische Gedanke beschäftigte mich über die weiteren Wochen, als der Tod nichts von sich hören ließ. Claire hingegen hatte sein Verschwinden noch nicht einmal beobachten können, verhielt sich verständlicherweise durch ihren zentralen Status aber angespannt und nervös. So sehr ich sie auch zu beruhigen verlangte, es gelang mir nicht.

Das seltsame Verhalten äußerte sich dergestalt, als daß sie Nahrung nur mit größter Vorsicht aufnahm, ebenso behutsam die Körperpflege beging und nur noch selten das Haus verließ, da sie zu jeder Zeit die Heimsuchung des Todes fürchtete.

Allem angewandten Vorsehen zum Trotz kam es aber ganz anders: Der Tod gebrauchte nicht die Annäherung, sondern beging indirekt seinen Angriffsschlag.

Eines Morgens nämlich – als ich mich noch im Halbschlaf befand und wieder einmal davon träumte, in Freiheit mit Claire das Haus zu verlassen und etwas Unbedingtes und Ungehaltenes zu unternehmen – erwachte ich bitter neben meiner Liebsten, die zur Zeit in krampfartige Anfälle verwickelt war. Finger und Zehen rollten sich unter Muskelzwang ein, die Augen kniff sie zusammen und brachte kein Wort hervor, da der Sauerstoff des Atems in ihren Lungen steckenblieb. Weiterhin schob sie unkontrolliert oft die Zunge hervor, fletschte die Zähne aufeinander und zappelte im Bett wie ein Fisch im Trockenem. Diese Hilflosigkeit erinnerte mich an die ersten Schmerzattacken – damals im Schnee.

Da ich – wie auch beim letzten Mal – keine Wunden oder andere Gründe für ihr Schmerzempfinden entdecken

konnte – blieb mir keine andere Wahl, als telefonisch den Notarzt zu verständigen.

»Hier spricht die Notarztzentrale. Brauchen Sie Hilfe?«
verklang eine dumpfe Stimme, scheinbar noch bevor ich die letzte Taste gedrückt hatte.

»Ich benötige sofort ärztliche Unterstützung. Meine Gefährtin verspürt intensive Schmerzen, die einer Folter der Ausweidung gleichkommen. Nur vermag ich keine Ursache dafür finden – das unerwartet plötzliche Auftreten erscheint so paradox wie der Schmerz selbst! Mein Reservoir an Hilfe ist ausgeschöpft!«

»Ein Rettungswagen wird in Kürze bei Ihnen sein. Wie äußern sich die Symptome?«

»Ich kann nur sagen, daß sie einen universellen Schmerz verspürt, so als sey jeder Schmerzrezeptor ihres Körpers im Übermaß gereizt worden!«

Dieses *reichhaltige* Gespräch endete mit dem Verrat der Adresse und Alter der betroffenen Patientin – beinahe unnötig zu erwähnen. Der nette Mann am anderen Ende der Leitung schien kompetent, doch was konnte *ich* tun? Still und ruhig, als hätte ich vom Tod eines geliebten Menschen erfahren, setzte ich mich an den Bettrand und versuchte mich trotz der Schreie zu konzentrieren.

Sie war das einzige, das ich jemals innig geliebt habe, aber sie war noch nicht tot. Der Umstand, daß man zur Tatenlosigkeit gezwungen wird, erscheint erst bei Gebrauch dieses Prinzips als entsprechend abkömmlich. Ich versuchte, ihre beängstigenden Laute zu ignorieren, doch wollte ich mich ihr gleichzeitig zuwenden und Hilfe leisten. Da ich aber wußte, daß sie wegen der Schmerzen auf meine Aktionen nur betäubt oder gar nicht reagieren konnte, ließ ich es sein.

Sie tat mir so leid, denn sie hatte diese Qual nicht verdient.
... Und während sie schrie und hemmungslosen Schmerz ertrug, atmete ich ganz ruhig, legte die Hände in den Schoß und fühlte mich schuldig. Die Minuten verstrichen ...

4 Unbewußt

Dann endlich – es müssen Jahrzehnte in meinem Kopf verstrichen sein – kam der Rettungswagen und hielt vor der Tür, wo ich ihn erwartete. Mit einer Trage stürmten zwei Mediziner durch die Wohnung zu jenem Bett, das ich ihnen zeigte. Sie luden sie auf, schnallten sie fest und waren nach wenigen Minuten wieder daran abzufahren. Auch ich begleitete sie.

Während der Fahrt verabreichte ein Arzt ihr irgendwelche schmerzstillenden Mittel, nachdem er sie auf äußerliche Schäden kontrolliert hatte. Meine Aussagen bestätigend, zeigte dieser sich ebenso überrascht darüber, keine den Schmerz hervorrufenden Ursachen zu finden, wie er verblüfft und irritiert gewesen war, als er feststellte, daß die verabreichten Medikamente den Schmerz in keiner Weise linderten. Ihr Schreien überklang noch das Heulen der Sirenen des Rettungswagens.

Noch auf der Fahrt zum nächstgelegenen Hospital überkam mich endlich die erwartete Befriedigung. Fast so, als würde ich nach Minuten freien Tauchens zur Wasseroberfläche zurückkehren und wieder Luft einatmen können, die ich gebraucht hatte. Doch hier war es nicht etwas, das ich *brauchte*, um Befriedigung zu erlangen, sondern ich wollte etwas abstoßen!

Es fühlte sich an, als würde sich meine äußere Epidermis mit einer gallertartigen Schleimschicht überziehen, die ich aus Ekel abstreifen wollte. Ich hatte das Bedürfnis, zu mausern, mich zu häuten oder wie man es nennen mag. Diese Empfindung trat so plötzlich auf, daß ich ihre Ursache beinahe schon wieder aus den Augen verloren, vergessen hätte. Doch hielt ich sie diesmal fest und schlüsselte das Geheimnis auf.

Es war, als stünde ich inmitten der Antarktis – umgeben von Eisbergen – und hätte nur ein dünnes Hemdchen an. Viel zu wenig freilich für diese Umgebung. Dennoch bemerke ich genau, daß ich beginne zu schwitzen, Haare und Kniekehlen werden durch Schweiß genäßt und der Rest meines Körpers versucht energisch, die Hochtemperatur in meinem Inneren zu dezimieren. Kurz vor dem Hitzekollaps begehere ich, alle Kleidungsstücke von mir zu streifen. Doch mein Verstand gibt mir zu denken, daß ich doch zumindest das Einzige, über das ich hier verfüge, anbehalten sollte, um nicht zu erfrieren – auch, wenn ich noch so an der inneren Glut leide. Es ist also ein Konflikt zwischen Geist und Körper, den ich nicht zu lösen weiß, da beide Seiten gute Argumente vorzubringen wissen!

Und als wenn diese Eigenfehde nicht schon genug Unbehagen in mir hervorrufen würde, arrangiert sich ein weiteres, störendes Gefühl. Dieses fühlt sich sehr real an und erinnert mich zunehmend an die Brut von Dasselfliegen, die sich von Fleisch ernähren. Auch ist eigenartig, daß es sich so anfühlte, als sey die gesamte Körperoberfläche betroffen! Die innere Spannung steigt ...

Viel mehr als das Geschenk des eigenen, verwegenen Lebens hatte ich in diesem Moment nicht zu erwarten.

Anschließend an diesen *erhabenen* Augenblick des Verloreenseins und der stillen Abstinenz erfuhr ich eine Gedächtnislücke von einigen Stunden. Seltsamerweise kann ich mich trotzdem daran erinnern, daß Gedächtnisfragmente über mehrere Stunden fehlen. Jedenfalls ist das Erste, das mir begegnet, ein Gefühl der Einsamkeit. Dennoch wußte ich sofort, wo ich mich befand: In einem Bett im Krankenhaus. Ich schlußfolgerte, das Bewußtsein verloren zu haben.

Vielen geschieht das, wenn sie zu wenig gegessen haben, oder Blut sehen. Doch beides traf nicht zu.

Anfangs konnte ich nicht recht die Gemütlichkeit überwinden, das Bett zu verlassen. Ich fühlte mich kräftig und bei Sinnen, aber wäre ich dennoch lieber liegengeblieben. Das Einzige, das mich noch mehr interessierte, war der Status meiner Partnerin. Wer in meiner Lage hätte nicht wissen wollen, was mit ihr seit meinem Wegtreten geschehen ist?

Mehrmalig öffnete und schloß ich die Augenlider, um die Trägheit meiner Sicht zu vertreiben. Anschließend spannte ich nacheinander die verschiedenen Muskelgruppen von den Waden bis zu den Ohren an, um auch hier das Aufstehen vorzubereiten und zugleich festzustellen, ob Schäden vorliegen. Das traf nicht zu.

Ich stand auf und orientierte mich im Zimmer. Dann erst sah ich die anderen Betten, in denen insgesamt drei weitere Personen untergebracht waren. Zwei von ihnen wachten oder wurden erst von meinen Aktionen erweckt. Der Dritte schlief so fest, als sey er tot.

»Wißt ihr, wie ich herkam?« fragte ich verblüfft und kratzte mich verschlafen am Kopf, nachdem ich mir die Augen freigewischt hatte. »Nun«, begann einer, »du wurdest von zwei Personen hereingetragen – genau wie jeder von uns

auch!«

Alle lachten herzlich, sodaß auch der Schlafende erwachte. »Warum, wissen wir nicht«, sprach ein anderer.

Idiotischerweise starrte ich noch ein letztes Mal auf die vertrocknete Pflanze auf dem weißen Fensterbrett und nickte dann den Dreien zu, um meinen Dank für die Beantwortung meiner Frage auszudrücken. Dann torkelte ich zur Tür und riß sie auf. Ähnlich einem Raubtier, das die Witterung seiner Beute aufgenommen hatte, stieß auch ich hemmungslos selbstbewußt meine Nase nach vorne, um zu erfahren, was ich wollte.

Ich kam nur wenige Schritte weit, bis mich jemand bemerkte und ansprach: »Ihre Bewußtlosigkeit ist vorüber. Oder wollen sie noch ruhen?« meinte die Gehilfin und faßte mich stützend wie behutsam an der Schulter. Jetzt erst wurde mir bekannt, wie ich weggetreten bin und weshalb eine geringe Gedächtnislücke vorlag.

Ich schüttelte mit dem Kopf: »Ich will jetzt nur eines!«

»Dann folgen Sie mir.«

... Und ich fand es gut, daß sie mich sofort verstand.

Nach Treppenaufstiegen und Flurbeschreitungen gelangten wir an ein Zimmer, dessen numerische Bezeichnung – gleich der Höhe der Etage – astronomisch erschien. Der Raum selbst war zu klein für zwei Krankenbetten, doch reichte es meiner Liebsten zur Genüge. Wie schlafend sah sie aus, als sie perfekt auf den Rücken gedreht in dem Dauenhaufen posierte.

»Wie kommt es«, sprach ich sehr beruhigt und sorglos an, »daß sie keine Schmerzen mehr zu verspüren scheint? Ist der Anfall vorbei?« – Ich erkannte an der Gestik der Gehilfin, wie unangenehm meine Frage auf sie gewirkt ha-

ben muß, als sie diese laienhafte Annahme verneinte: »Eigentlich ist jeder Schmerz noch vorhanden, nur wird er momentan blockiert. – Auf besondere Weise.«

»Was soll das heißen?« beunruhigte ich mich selber.

»Jedes Schmerzmittel, das bei ihr angewendet wurde, zeigte keine Wirkung! Kein Morphinum, keine alternativen Drogen, keine höheren Dosen. Und damit meine ich, daß es wirkte, als hätten wir nur Wasser in die Venen gespritzt! Es sah so aus, als würde sie ohne körperliche Schäden allein am Schmerz krepieren, bis sich ein theoretischer Mediziner dieser Station anbot, Hilfe zu erbringen. Nämlich Bestandteile eines Neurotoxins zu verwenden, um bedeutende Nervenbahnen zum Gehirn wenigstens zeitweilig zu unterbrechen. Nach seinen Angaben habe er eine Verbindung aus dem Mischgift isolieren können, die die Übertragung neuroelektrischer Impulse unterbricht und sich nach einigen Tagen trotzdem auflöst oder abgebaut wird.«

»War der Mediziner auch sicher, was er tat? Schließlich muß man erst ein Gift mit unkomplizierter Struktur finden, um es effektiv dosieren zu können!« besorgte ich mich.

»Nun«, fuhr sie unschlüssig fort, »ich jedenfalls vertraue seinen Methoden!«

»Was freilich nicht auch für mich gelten muß!«

Dann wendete ich mich ernst ab und schritt näher zu Claire. Beim Überbeugen schon wollte ich ihren Puls fühlen – das Leben in ihr erkennen. Doch leider kann man den Koma-Zustand vom Tod äußerlich nur durch die Blässe der Haut unterscheiden.

Wieder beugte ich mich vor und berührte ihre Stirn mit der meinen. Ein letzter Strich durch ihr Haar und ich entschied, sie zur Genesung allein zu lassen. Derweil konnte

ich mich ankleiden und etwas speisen.

Die Tage verstrichen. Und erst jetzt zeigten sich die ersten Übel der Behandlung oder der Einwirkung des Todes. Was es war, ist vollkommen egal gewesen: Claire jedenfalls erwachte nicht und benahm sich wie ein Dornröschen der Neuzeit. Wie erwartet hatte derjenige Arzt, der die Giftbehandlung vorgeschlagen hatte, keine Erklärung zu bieten, um zu beschreiben, weshalb Claire selbst zwei Tage nach Ablauf der Frist nicht erwacht war. Theoretisch sollte sich der Wirkstoff schon längst zersetzt haben, sodaß die gestillten Schmerzen ein Aufwachen begünstigen würden.

Bei nachträglichen Untersuchungen mit dem Elektroenzephalogramm ermittelte man im Ergebnis, daß die gemessene Hirnaktivität den Schluß zuläßt, Claire sey in einer suspekten Form des bewußten Wachseins gefangen, könne also die Eindrücke der Umgebung durchaus verwerten, aber nicht darauf reagieren.

Kurz darauf lud sich der fremde Arzt die Schuld für das permanente »Spezialkoma« auf und legte einen Entlassungsersuch vor. Aber auch das war mir gleichgültig gesinnt, da ich ohnehin glaubte, der Tod – seine Manifestation als Gestalt – habe diesen Körper- und Geisteszustand Claires erwirkt. Allerdings ist anzumerken, daß es sich tatsächlich nicht um das medizinische »Spezialkoma« handelte, da sie nicht künstlich beatmet werden mußte. Es schien eher, als würde sie schlafen und nur nicht mehr erwachen können.

»Was war zu tun?« dachte ich. Immerhin hatte ich erwartet, daß der Tod seine Arbeit so unmißverständlich beendet, daß mir kein Zweifel an seinem Einwirken käme! (So schwermütig es auch klingen mag.) Doch als nach einer Woche Claire, die Schlafende, noch immer nicht erwacht

war, es ihr aber sonst ganz gut zu gehen schien, wurde sie nach Befunden als eine *Koma-Patientin* eingestuft und auf eine solche Koma-Station verlegt. Damit würde ihr Bett für andere Patienten frei werden, die auch Anspruch darauf erhoben.

Die Station für Koma-Patienten war im 9., obersten Stockwerk eingerichtet worden. Vielleicht, um den Betrieb der anderen Etagen nicht zu stören, oder aber, weil man glaubte, die Ruhe, die durch die abgelegene Lage entstand, würde die Rückführung mancher im Koma befindlichen Menschen in die Wirklichkeit unterstützen.

Etwa zwei Tage nach Verlegung ihres Körpers trat ich wieder auf und durchschritt einen sehr langen Saal, in dem rechts und links Betten angeordnet waren, die von Personen jeden Alters und jeden Geschlechts belegt waren. Claire befand sich mitten unter ihnen. Neben ihr konnte ich zwei Birken erkennen, die ich durch ein Fenster sah. Trotz, daß ihre Erlebnisfähigkeit eingeschränkt war, schien sie doch auf diese Weise dem Treiben der Natur näher, als im bewußten Zustand.

Eine Zeitlang starrte ich sie nur an. Ich wußte noch immer nicht, was ich tun oder sagen sollte, vielleicht genierte ich mich der Kontrollgänge der Aufseher wegen. Bald sollte ich aber diese Verlegenheit überwunden haben.

Ich sah mich etwas um und kam mir vor wie in einer Leichenhalle. Jede Person – außer Claire – wurde hier künstlich beatmet, alle regten sich keinen Bogenstrich, die Kleidungsfalten waren nie belebt und die Atmosphäre grausiger als in einer Gruft. Fast schon bedauerte ich es, ihrer Verlegung in dieses Pseudo-Totenkabinett zugestimmt zu haben, doch sollte sie bei uns daheim ruhen? Was wäre, wenn sie wachte

und medizinische Hilfe braucht?

Bei meiner Inspektion fiel mir eine Gestalt besonders auf. Fast gegenüber von Claire lag sie und wirkte erbärmlich und armselig. Ein zerbrechliches Geschöpf, doch im Gesicht der Ausdruck von Selbsteifer und offenkundiger Überschätzung. Sofort wußte ich, daß dieses Wesen niemals aus dem Koma erwachen würde. Vom Diagnoseblatt konnte ich den Namen *Mr. Human* ablesen.

Ich wendete mich von der Figur wieder ab und ganz Claire zu. Überhaupt hatte ich vor, mich ab jetzt nur mit ihr zu beschäftigen. Es wollte mir gar nicht in den Sinn kommen, nach Hause zu gehen, und dort zu warten, bis etwas Bedeutendes geschieht – allein gar! Was sollte ich schon denken oder arbeiten? Ohne sie war mein derzeit bekanntes Leben ... – weg!

Freilich riet man mir, ich solle doch mein Heim aufsuchen – man würde mich verständigen, falls sie erwache. Oder nicht! Doch das war nur eine Standardanweisung, da man bei Koma-Patienten von einer relativ ausgedehnten Passivphase ausgeht. Monate oder Jahre vielleicht.

Stattdessen entschied ich mich also, von Snacks und Süßigkeiten, Tee und heißer Schokolade aus den Automaten im Krankenhaus zu leben, und Claire so selten als möglich zu verlassen. Die täglichen Patrouillengänger schien das nicht zu stören – schließlich brachte ich gewisse Abwechslung in das inaktive Geschehen derer, die sich wie Leichen verhalten.

Erst nach diesem, an Claire gerichteten Ausspruch hielt ich Ausschau nach einem Stuhl. Neben den Betten standen keine, da man das Warten von Angehörigen hier nicht in Betracht zog. Ich ging einige Schritte den kargen Flur ohne

Pflanzen und Bilder entlang und blickte auch dort nach rechts und links. Hier erspähte ich endlich den erwünschten Stuhl, atmete auf und trug ihn zum Bett neben Claire. Jetzt setzte ich mich wirklich.

»Ich entschuldige mich, daß ich dich kurz allein ließ, doch kann selbst ich nicht so lange stehen, bis du wieder erwachst!« – »Wenn du wieder erwachst!« fügte ich in Gedanken besorgt hinzu. Eigentlich wollte ich das weder sagen noch denken, doch lassen sich Gedanken nun einmal schwer verleugnen – besonders, wenn es die Eigenen sind. Man muß sie eingestehen.

Doch nicht nur deswegen hielt ich inne: Ich wußte, daß nun eine Zeit folgen sollte, in der ich den Drang verspüren würde, mit ihr zu reden – auch, wenn sie nicht antworten kann. Aber ich habe erst Minuten zuvor den Entschluß gefaßt, daß ich sie (falls nötig) solange mit meinen verkannten Selbstgesprächen beschwatzen wollte, bis sie wieder die Augen aufschlägt, und mir erneut ... antworten kann.

»Ich werde jetzt sehr lange Zeit hier sitzen. Hier schlafen, hier essen, hier warten. Und ... ich möchte dir von der Liebe erzählen sowie dem *Liebesprinzip*, das sie vertritt!«

Man konnte mir die Uneinigkeit in Bezug auf diesen Anspruch nachsehen: Ich wußte nicht recht, weshalb ich das gesagt hatte! Zwar hatte ich vor, Claire zu bereden, doch wäre die Geschichte unserer Leben – die Geschichte von Liebe schlechthin – geeignet, um eine Koma-Patientin zu beschwören? Ich entschied, daß dem Inhalt der Unterhaltung keine Relevanz geneigt sey, sodaß ich fortfuhr:

»Was wohl dürfte besser zu uns passen, Claire, als der erhabene Moment der Bekanntschaft?! Liebe verhielt sich schon immer wie ein Gas, das aber nirgendwo verteilt ist.

Erst durch die ergebene Situation tritt etwas davon aus und verteilt sich scheinbar ziellos im Raum, bis es durch den Blickkontakt schließlich gezündet wird. Und unsagbar genau weißt du, welche Emotionen die erste Liebe vertritt! – Eine Aussicht auf unendliche Freiheit, der Erlaubnis zu allem und dem Größenwahn des Erreichens. Hält diese Phase aber über die Jahre an, handelt es sich um etwas Besonderes: *Wir* sind Besondere! Besonderes Leben mit besonderen Geschichten – und jede dieser Biographien ist, nun ja, ist ... unabänderlich und einzigartig. Anfangs glaubte ich sogar, du seist mit jemand anderem auf dieser Wiese gewesen, da ich nah entfernt zwei Fahrräder im Gebüsch liegen sah. Doch stellte sich heraus, daß du überhaupt nicht mit Rad gekommen, sondern gelaufen warst, sagtest du?! Nun gut: ich habe aufgrund von schlechten Beobachtungen fehlerhafte Rückschlüsse gezogen: Das kann ich weder bereuen, noch stolz darauf sein! Worin ich mich aber nicht irrte, war die Beobachtung, daß du ansehnlicher mir gegenübergestanden hast, als es sonst jemals jemand geschafft hatte! Allein auf mich so schutzlos und verfolgt zu wirken, ist beachtlich, wenn man bedenkt, wie gnadenlos ich mein ganzes Leben lang gewesen bin: Verloren in einer riesigen Welt aus Frevelei und personifizierten Flüchen hatte ich mich absichtlich verirrt, um geläutert zu werden: ... um zu bedenken und zu verstehen, wie falsch ich war, wie liebend ich bin! Zwar hatte ich schon sehr viele Geschichten über Liebe gelesen. Doch Liebe muß man selbst erfahren. Es genügt nicht, zu wissen, daß sie existiert oder irgendwo niedergeschrieben ist. Und hätte ich damals nicht so viel mit der Beschäftigung, alles Ursächliche zu ergründen, zugebracht, wäre ich schon eher der treuesten aller Liebenden

begegnet, die zu dieser Zeit wahrscheinlich nicht einmal *du* gewesen wärest! Daher bin ich innerlich unsagbar vom Glück aufgeschäumt, dich erst später angetroffen zu haben – dich, die Rechte! Ähnlich unentschlossen, als wolle ein Nebel vorhaben, durch eine Wolkenwand zu stoßen und dabei im selbstlos übertriebenen Maße hoffen, er wäre im Anschluß daran noch vollständig, war auch ich, als ich zu entscheiden hatte, was die besten Worte für den ersten Kontakt mit dir seien. Hierbei wußte ich aber sehr genau, daß nicht das äußerliche Auftreten die Wirkung bestimmte, sondern die verbale Emotion, die aus so großer Tiefe endlich einmal an die Oberfläche hervorgeseufzt werden konnte. In diesem Fall schien das Verhalten etwas Sonderbares zu sein, da man sonst immer davon ausgeht, daß die Schönheit die Außenwand der Liebe ist! Wie nur kann man tragbaren Sinn fassen, wenn das Einzige, das einem vor dem Abgrund bewahrt, ein liebender Gedanke ist? Wie schmerzlos die Zuneigung doch immer wieder verführt! Es scheint einfach, doch tatsächlich bleibt das Angestrebte immer unerreicht! Ich habe niemals vorgehabt, den Mißkredit eines einzelnen, versteckten Gedankens zu würdigen, der – gleich einem Wassertropfen – auf dem Boden aufschlägt und zerplatzt, sodaß die Lebenszeit sich nur auf den Fall beschränken durfte. Aber hier geht es weder um undefinierte, noch um unbegründete Rivalität, sondern um eine äußerst Ernste, die zwischen mir und dem Tod besteht: Während er versucht, dich auf Ewigkeit zu entführen, ist es mein Anliegen, dich bis in alle Zeit zu behalten! Doch ob Anliegen oder nicht: es soll so enden, wann immer *wir* es bestimmen! Grenzenlosigkeit und versteckte Heilung, Bedürfnisentspannung und garstige Wiedergeburt – alles Begriffe einer Philosophie, die

der Tod nicht verstehen kann! Wir aber schon. Und darum wirst du leben!«

Es vergingen noch viele Stunden an diesem Tag, in denen ich immer weitererzählte. – Auch, während eine Putzkraft nebenher den Boden fegte und ein Wächter nachts seinen Rundgang tätigte. Zwar war auch ich immer mal dazu berufen, Getränke aus einem Saftautomaten zu holen und mir anderswie meine Beine zu vertreten, doch kehrte ich immer zu auf meinen alten Platz zurück, um weiter von unserem Leben und unserer Liebe zu schwärmen.

Und wenn mir einmal der Rücken wehtat, da ich doch zu lange gesessen hatte, legte ich mich dreist einfach in das Bett neben meine schlafende Claire, die mir so friedfertig zuhörte.

Über die ganze erste Woche seit diesem Tag blieb ich im Krankenhaus und verließ die eine Etage nie. Dort aß und trank ich, schlief durch mein forderndes Gerede ein. Es war anstrengend, so lange an einem Ort zu bleiben, und irgendwie wirkte ich selig, daß Claire dieses stumpfe Dasein nicht miterleben mußte. Doch wäre sie wach gewesen, könnten wir – zur Klärung des Paradoxons – auch ganz woanders sein!

Fast schon glaubte ich, in diese Etage eingezogen zu sein, doch dann kamen mir die Gedanken daran, daß ich auch mal wieder heim sollte, um mich richtig zu waschen und die Kleidung zu wechseln. Allerdings hatte ich Schwierigkeiten damit, meiner Geliebten auch nur für Stunden fernzusein, sodaß es der gutmütigen Überzeugungskraft eines Arztes bedurfte, um mich nach Hause zu drängen.

Dort angekommen, war ich doch mehr als einen Tag lang beschäftigt gewesen, das Haus, den Garten, das Lager und

so fort vorzubereiten, daß ich alles für längere Zeit verlassen könnte. Ich pflanze sogar die Zimmerpflanzen in ein großes Beet, wo sie sich ausbreiten sollten: Wer ist schon gerne für den Tod von Leben verantwortlich? – Außer der Tod selbst?!

Als ich mich dann wieder im Krankenhaus aufhielt, glaubte ich mich gut vorbereitet zu haben. Zwar war ich bei meinen *Selbstgesprächen* niemals von Lustlosigkeit benetzt, denn mir kamen stets neue Dinge in den Sinn. Doch kam es häufig vor, daß mich Pfleger fanden, wie ich meinen Kopf auf der Bettkante abgelegt hatte und schlief. Und gerade dabei kamen mir die verrücktesten und angstvollsten Träume meines Lebens.

Durch die Nähe zu Claire empfand ich stets eine unheimliche Bedrängnis, auf ereignislose Dinge angewiesen zu sein, derer ich überhaupt nicht habhaft werden wollte. Allein die Angst, daß ich sie von einer Sekunde auf die andere verlieren könnte, als sey ein Boot gekentert, ein Flugzeug explodiert, ein Wurm von Fels erschlagen – also etwas völlig Übermächtiges, das gewaltig auf geringstarkes Leben einwirkt – ließ mich kaum aus meinem Traum aufwachen, zu groß war mir die Furcht, eine geträumte Illusion von einer gesunden Claire aufgeben zu müssen. Oder ich war einfach nur total müde.

Wie dem auch sey, am nächsten Morgen erwachte ich entspannt und neuer Kräfte ... und sah, daß sich nichts verändert hatte. Mein liebevolles Träumen schien keinen Einfluß auf ihre Genesung gehabt zu haben.

Allein der Versuch, über die weiße Hügellandschaft der Decke bis zu ihrem entlösten Antlitz zu schauen, zwang mich voller Krämpfe in die Knie. Es war, als hätte sich mein Darm zwischen den Rippen verfangen und beim Aufstehen

würde er zerreißen. Ein unnatürlich widerlicher Schmerz. Und genauso fühlte ich mich, als ich zur Toilette lief, um mich im Besinnen an eine bessere Zeit ... zu übergeben. Was hatte uns der Tod bloß angetan?!

Bei meiner Rückkehr zur Quelle meiner Trauer und gleichsam Freude machte ich ein entspanntes und durchblutetes Gesicht. Trotz der Unmöglichkeit, meine Mimik oder Empfinden zu erkennen, versuchte ich ihr gegenüber keinen Hinweis auf Krankhaftigkeit zu geben. Still saß ich nieder und beobachtete sie von neuem.

Wie von einer unsichtbaren Kette gefesselt, fühlte ich mich dazu berufen, niemals in meinem Leben und nach meinem Tod von ihr zu gehen, bis ich das gerächt hätte, was man uns antat. Die Tragweite eines solchen Vergehens wird einem wohl erst dann bewußt, wenn man in liebevoller Weise alles nur Erdenkbare getan hat, um zu verhindern, was im jetzigen Moment die Wirklichkeit darstellt.

»Weißt du«, sprach ich fortan, »der Schimmer eines Tadel verblaßt oftmals mit der Gewaltigkeit seines Eindrucks. Es gibt gewiß einen Weg, der uns beiden in Näherung gerecht kommt. Mit oder ohne die erforderliche Lebenskraft, die uns stärken sollte. Denn zu häufig wimmern die trockenen Seelen von *Wohlstand*, andere um *Anarchie* – doch darf das Privileg zu lieben nicht in Vergeßlichkeit geraten! Es kräftigt und verjüngt uns wie ein Zaubertrank! Nur viel ... realistischer!«

Im linken Blickwinkel nahm ich wahr, wie die Gardine eines benachbarten Fensters in jenem Moment hereinwehte, als ich diese Worte ausgesprochen hatte. Ich bekam den Eindruck, als wolle man mich wissen lassen, wie nah mir doch die Elemente stünden, vereint in unerbittlicher Natur

und dem einzig tragenden Wert im Leben eines jeden, der sich zu verwirklichen scheint: Liebe.

Mit der eingewehten Luft drangen auch vertraute Gerüche in meine Nase: Duft von Pflanzen, Tieren, Gegenständen und ganzen Räumlichkeiten, die ehemals in unserer Nähe gewesen sind, als ich und Claire ebenso zusammen dort waren. Man nimmt persönliche und gar offensichtliche Dinge so trunken in diesen einsamen Zeiten wahr, daß man sich schämen sollte, so weit gesellschaftlich abgestiegen und heruntergekommen zu sein. Aber es ist nicht wahr! Ich beträuerere nur einen – *den* – Verlust. Meine Fantasie würde gar nicht dem Motiv eines *saufenden Irren* gereichen!

Ich beugte mich über sie und versuchte in die geschlossenen Augen zu sehen. Während ich in einem Zug viel Luft einatmete, legte ich meine Hand auf ihre Stirn und drückte ihr einen wohl behütenden Kuß auf: »Empfindest du Liebe ... , so wirst du leben!«

Erneut kniete ich zu Erden und betete. Kurz, bevor ich sprach, führte ich die Gesichtssegnung durch: Nacheinander berührte ich Mund, Nase und Stirn – ein symbolisches Andeuten für Ehre, Vortrieb und Geist. Dann schwellten aus meinem Mund beschwichtigende Worte, die Genesende zu ehren.

Wie ich langsam einschlief, war meine Auffassung wie von trunkenem Geist: Schummrig und wie aus Nebel gaben sich mir die Gegenstände um mich herum dar. Ich vermochte mich nicht zu wehren gegen die geisterhafte Müdigkeit, die mich umschloß.

In dieser Nacht träumte ich nicht. Stattdessen erwachte ich woanders. Und zwar in einer unverschlossenen Kammer, deren Tür offenstand und von deren Existenz ich zuvor

nichts geahnt hatte. Das halboffene Auge erspähte den Sitz derjenigen, die als Kontrolle auf der Koma-Station sitzt, und überwacht, ob ein Notfall eintritt oder nicht. Meist hat sie nicht sonderlich viel zu tun, aber ich bemerkte freilich schon seit langem, wie sie mich besorgt umblickte und natürlich voraussah, was kommen mußte: Wahrscheinlich ließ sie mich deshalb in diese Kammer bringen, nachdem sie gesehen hatte, wie ich neben dem Bett meiner Gefährtin vor Müdigkeit zusammengebrochen war. Nun lag ich in einem bescheidenen Bett und beobachtete unschlüssig – und doch alles durchschauend – ihr Treiben, dem Ausfüllen von Akten oder sonstwas.

Ich sah aus einem vollkommen finsternen Zimmer hervor. Ich benötigte eine Weile, bis ich den Lichtschalter für die schmähliche Lampe auf dem Nachttisch fand und klickte. Eine winzige Birne erstrahlte und spendete gerade soviel Licht, um erste schwache Schatten zu erkennen.

Doch was war das? Da stand auf dem Tischlein das einzige Foto von Claire, das ich bei mir trug! Es war gegen ein Glas Wasser gelehnt und lächelte mich vertraut an! Womöglich meinte die zuständige Schwester der Koma-Station, es könne mir bei meinem Leiden helfen und stellte es dort auf. Innerlich bedankte ich mich. Doch die eigentliche Obskurität lag darin, daß der Schatten des Sekundenzeigers des auf den Nachttisch stehenden Weckers über das Antlitz der Fotografie schritt – Stück um Stück!

Anfangs glaubte ich an aufkommenden Wahnsinn, doch sie waren real: Stimmen! Kleine, leicht bekleidete Stimmchen drangen bis in mein Gehör und forderten meine Erhebung.

Ich folgte und schritt vorsichtig in den Hauptsaal zurück,

wo alle Patienten in ihren Betten verharrten. Bis auf eine Frau, die nunmehr in ihrem Bett aufrecht saß! Wie in Trance starrte sie gegen die Wand und rührte sich nicht. Beinahe reflexartig schrie ich zur Schwester »Hey!« wonach diese den tonlosen Blick erst auf mich, dann auf die Erwachte richtete. Genau zwischen beiden Aktionen fiel ihr die Strickarbeit aus der Hand.

Sofort griff sie zum Telefon, redete, knallte den Hörer auf. Sie rannte zum Bett diagonal meiner Liebsten und sprach sie an. Doch die reagierte nicht. Dafür bemerkte man sofort den pulsierenden Hall ihres aufgeregten Herzens, verdeutlicht durch das vor- und zurückspringende Tuch ihres Hemdes über der Herzgegend.

Während zwei Pfleger mit einer Bahre antrabten, überlegte ich, wer sie überhaupt war. Sicher um die vierzig Jahre alt, schien gebildet und reich. Noch sicherer wußte ich von ihrem Krankenblatt (wie ich sie alle einmal aus Langeweile gelesen hatte), daß sie seit zwei Jahren im Koma lag. Wodurch vermochte ich nicht zu sagen.

Ich trat beiseite und noch während sie auf die Bahre umgelagert und fortgetragen wurde, stieß sie ein letztes Mal auf, und schrie so laut sie nur konnte, ihre ersten, wirklichen Worte nach so langer Zeit: »Ich ... vernahm eine ... männliche Stimme, die betete, und weinte! Sie sprach seine Geliebte heilig!«

In ganzherziger Überzeugung brachte sie keine anderen Worte – vielleicht in umgestellter und fragmentierter Weise – hervor, während sie auf der Bahre zappelnd hinausgetragen wurde. Ich erinnere mich recht gut an dieses Bild, denn es sah aus, als würde eine *Irre* – in allen Ausdrücken ungläubig – abgeführt werden. Ich sah sie niemals wieder. Aber

ich bin sicher, sie ist wieder gesund und hat diesen Saal nicht mehr nötig, in dem ich mich noch eine ganze Weile verdammt glaube.

Etwas hatte sich geändert. Allerdings glaube ich kaum, daß man *das*, was ich empfand, in Worte fassen kann, ohne dabei aus Kargheit die Feder abzubrechen! Da ergab sich mir nun die unverschämt gütige Hoffnung, daß meine Geliebte diesen widerwärtigen Koma-Zustand verlassen hat, doch untergraben und vergessen wurden meine Wünsche, als diese fremde Frau erwachte. Man kann sagen, daß das für sie Glück sey, und man sich (oder ihre Familie) für sie freuen dürfte. Doch wie gewiß ist, daß sie nach so langer Zeit noch geliebt wird? Bei meiner verehrten Claire war es immerhin noch so, als sey sie erst am vergangenen Tag eingeliefert worden – jedenfalls für mich.

Oh, wann werde ich nur wieder mit ihr reden können? Wann mit ihr scherzen und kuscheln? Ich drehte mich mit etwas Furcht zu ihrem Bett und ... – vielleicht erhoffte ich etwas, daß sie auch wachen würde.

Jedenfalls ging ich zu ihrem leblosen Leib, der wie in einem Sarkophag aufgebahrt worden war. Erst tat ich nichts, doch dann faßte ich erneut ihre Hand, überfuhr die zarten, schmalen Finger. Ich dachte dabei, daß ein wärmender Blick meist lieblicher wirkt, als eine wärmende Hand. Ihre Hand gab sich wahrhaftig ein wenig kühl, was aus medizinischen Gründen nur allzugut verständlich schien: Denn warum sollte der komatöse Organismus ein Glied übermäßig durchbluten, ohne es zu gebrauchen? Nach Abschluß dieses Satzes sackte ich zusammen und schluchzte.

Im Grunde mußte sie auch gar nicht mit mir reden, da Liebe eigentlich weder Sprache noch anderer Hilfsmittel be-

darf, sondern nur zwei Seelen, die dafür geschaffen wurden, zu lieben. Und dafür langte bereits ihr betörender Anblick! Dann sehe ich, wie sich ihre geschmeidigen Lippen gegeneinanderschieben, wie Laute – geformt zu unsagbar schönen Schmeicheleien – zwischen ihnen hervordringen und mich bis zur liebenden Trunksucht mühelos bezirzen können, bis ich nach hinten umfalle und zu träumen beginne; gleichsam wie sie – vorgestoßen durch ihren bemerkenswerten Eifer – auf mich stürzt und in meinen ruhelosen Armen still liegenbleibt [die Fantasie spielt] und sich von meinen Reden in fremde Welten entführen läßt.

Die unter dem Titel *Liebesprinzip* beschriebene Form der Philosophie ist mir innig genug gewesen, um den unstillbaren Drang zu empfinden, mir den neben das Bett gestellten Stuhl zu greifen, ihn unter mich zu schieben und mit dem Ellenbogen auf die Matratze gestützt, von uns zu erzählen; wie es möglich war, daß wir einander zugeführt werden konnten.

Ich glaube nicht an Zufälle. Wirklich nicht. Einer wenig bekannten Hypothese nach ist jedes Ereignis aufgrund der universellen Logik vorherbestimmt und erklärbar. Es fehlt uns bislang nur an Methoden, die Voraussicht eines jeden Ereignisses schnell genug zu erkennen, als daß es uns von Nutzen sey!

Wie auch immer man diese Ansicht hält: Was ist Liebe? Und weshalb glaubt man zu empfinden, für sie zu sterben? Die Liebe umschreibt eigentlich nur eine Täuschung, die meistens ohne Ursprung ist: Wir selbst wissen ja nicht einmal, ob diese oder so manche Liebe sinnvoll ist. Die Liebe aber läßt uns glauben, daß es wohl doch recht sinnvoll sey, sich darauf einzulassen. Liebe beweist sich in Irregularität.

Und Liebe wurde von der Natur nur erfunden, um gerade diese Phantom-Erscheinung hervorzurufen.

Auch wenn (romantische) Liebe nur beim Menschen auftreten kann, ist sie doch eine reproduktive Erscheinung der Natur – zum Zweck der Fortpflanzung und geschaffen, um diese erträglicher zu machen, sodaß sie auch nicht mehr so entfremdend wirkt. Ich allerdings halte diese Ethik für einen Spitzenwert der Prolemie: Warum sollte man sich gegen etwas stellen, das sich über die gesamte Lebensgeschichte bewährt hat? Daher kam mir der Gedanke, daß Liebe erst vor Kurzen entstanden sein könnte – seitdem man auf Sittlichkeit achtet.

Manch anderer meint wiederum, daß wahre Liebe nur echt sey, wenn sie durch lange Vorbereitung konstruiert wurde – und das bedeutet: Beobachtung! Immerhin ist es ein Fakt, daß man durch externe Beobachtung mehr Informationen über eine Person erhält, als wenn man diese offenkundig ausfragt: Immerhin spielt dann auch die Scham des erhofften Partners eine schwerwiegende Rolle. Wie sehr ist sie geneigt, sich liebesphilosophisch einzulassen; wie sehr bedeutet ihr die Öffentlichkeit dabei etwas? Interessanterweise ist zum Erlangen der Liebe – dem Gebot, geliebt zu werden! – lediglich eine Methode notwendig: Die *Galetik* – die Kunst des Schmeicheln.

Über vorangestellte Beobachtungen jedenfalls kann man erfahren, wie Sprache, Freundeskreis oder Hobbys aufgebaut sind und sie vornweg bereits mit den eigenen Merkmalen vergleichen, wobei zu kritisieren bleibt, daß bis heute ungeklärt bleibt, ob sich nun eher Gegensätze oder Gemeinsamkeiten anziehen. Sobald man aber bemerkt, daß die angestrebte Zielperson nicht mehr geliebt werden kann,

weil sie beispielsweise bereits an einen Partner gebunden ist, sollte man sein Begehren sofort unterbinden!

Ein weiterer Aspekt ist jener der Schönheit: Es ist ausnahmslos *immer* so, daß das Begehren für einen potentiellen Partner genau in jenem Moment einsetzt, sobald man dessen Aussehen – sowohl Gesicht als auch Körper – aufgefaßt hat. Das Licht ist nun einmal immer schneller als der Schall an Worten, die zwischen Mündern wechseln!

Auch wenn es schwierig zu akzeptieren ist, so fällt das Aussehen, insbesondere die Gesichtsmorphologie neben den Charaktereigenschaften, wie Mäßigkeit, Fürsorge und Güte, in den Hintergrund. Je länger man sich kennt, desto deutlicher wird die Erinnerung an intime Bekenntnisse; je mehr man sich liebt, desto undeutlicher wird das Gesicht des Geliebten im Gedächtnis und verschwindet am Ende ganz und gar. Das ist der Zeitpunkt der höchsten, innigsten Zuneigung.

Tatsächlich habe ich mir einmal von einem alten Freund, der sich in Liebeskummer wußte, erzählen lassen, daß er jahrelang ein besonders sinnliches Mädchen geliebt hatte, aber – so oft er sie und die Fotografien von ihr auch ansah – er ihr Gesicht niemals im Gedächtnis behalten konnte. Nach Jahren dann lernte er eine neue Bekanntschaft kennen, in die er sich verliebte – und sie in ihn. Unerwartet kam ihm ein paar Tage später ein schwächtiger Traum, in dem erstmalig das Gesicht seiner ersten Geliebten erschien, so wie er es sich zu damaliger Zeit erhofft hatte. Und er wußte, warum dies so kam.

Dabei mag man nach längerer Liebschaft auch gar nichts mehr von einem *Maß an Schönheit* wissen. Es ist zu einem *lächerlichen Genuß des Naiven* geworden: Was ganz am An-

fang das Wichtigste war, ist nunmehr so bedeutungslos, um überhaupt in real liebenden Gedanken Einlaß zu finden!

Man grinst nur noch darüber, wenn man einen Jüngling schwärmen hört, wie hübsch doch seine Liebste sey; mit welcher außergewöhnlichen und blendenden Schönheit sie gegenüber anderen beschenkt sey. Und bei sich – aller Erfahrungen der Liebe mächtig – denkt man vollkommen abwegig dieser Gedanken.

Leider behält die Mehrheit Recht, wenn man Wertungen abgibt: Es gibt nun mal keine Wahl zur *Miss Charakter*, sondern nur zur *Miss Schönheit*. Mag sein, daß das daran liegt, daß die Schönheit auf einen Blick bewertet werden kann, und man sich in einer Sekunde nur zur Entscheidung fällt, ob einem jemand gefällt oder nicht. Der Charakter dagegen wirkt zu komplex, um in *einem* Blick – auch da er nicht sichtbar ist – erfaßt zu werden.

Die Überheblichkeit der menschlichen Fürsorge bevorzugt leider nur das Schöne und das Neue. Das wichtigste Element aber – die Weisheit und die Ansammlung an geistreicher Philosophie – wird oft vergessen und nur von alten Gelehrten zusammengehalten. Das Alte im allgemeinen – ob Mensch oder Technik gemeint seien – wird viel zu oft von der Gemeinschaft abgelehnt und verhöhnt. Daher auch der Spruch: »Das Alte liebt das Junge – nicht umgekehrt!«

Doch egal, ob man Häßliches oder Ansehnliches anziehend findet: Der perfekte Partner ist immer der, der sich am meisten von der *Normalität* – in welcher Hinsicht auch immer – abhebt. Damit ist Selektion gewährleistet, sodaß sich besondere Liebe stets durch besondere Personen definiert. Denn jener, der Besonderes erkennt, ist meistens selbst eigenwillig veranlagt.

Und wie wichtig das Anormale ist, kann ich nur immer wiederholen! Das war schon einschlägig wirksam bei der Bildung der Materie zu Beginn unserer durch das Universum hervorgerufenen Existenz; es war sogar bestimmend bei der Hervorbringung neuer Gattungen und Arten während des Forttriebs des Lebens auf der Erde – ohne Veränderungen keine Evolution! Und nun will jemand behaupten, es sey nicht wichtig für die Liebe? Für *die* oberste Herrlichkeit jeder Altersklasse? Von allen gefürchtet, von allen verstanden?

Doch was klärt die verzwickte Frage, ob zwei Menschen überhaupt zusammenpassen? Manche denken, daß – wenn man sich ein Menschenpaar als geometrische Körper vorstellt, und der eine von ihnen einen sechseitigen Pyramidenstumpf darstellt, der andere hingegen eine Kugel – es weniger davon abhängen würde, daß beide Körper sich mathematisch nicht ineinanderfügen lassen, sondern im Grunde das Medium zwischen ihnen es verwehrt! Daher auch der Spruch: *Liebe ist wie Alleskleber: Nur er alleine weiß, welche Komponenten er zusammenhalten kann!*

Doch sind es Reichtum, Macht, Begehren oder Abstraktivität, die anziehend wirken? Ich meine: Wenn das Motiv nicht ehrbar ist, und das Potential enthält, die Freude am Lieben für lange Zeit zu erhalten, wird die Liebe schneller vergehen, als die Lust zu sterben, wenn ein Ausweg erkannt wird. Somit scheint auch verständlich, daß das Motiv des Reichtums nur für kurze Zeit dienbar ist, auch wenn vorbehalten bleibt, es sey nur ein Pseudomotiv für Liebe, da die Ehrfurcht für den Partner nicht entsteht, sondern das Verlangen nach bunten Papier und Metallchips, auf die häßliche Grinsköpfe eingestanz wurden.

Auch möchte ich die zumeist unscheinbar Liebenden erwähnen, die aufgrund eingebildeter und eingeredeter Unansehnlichkeit (und bedauerlicherweise *nur* diesem Vorwand) den Mut verpassen, sich selbst in Beziehungen einzubinden und zu verstehen, daß eine offene Liebschaft noch vor der verborgenen Anbetung die Unsterblichkeit bedeutet. Man muß doch nur wissen, wofür man lebt, und ob man es sich wert ist, die eigene Lebenszeit zu vergeuden, um im Schatten der Gesellschaft und Unterdrückung zu winseln . . . , oder ob man diejenige Tapferkeit aufbringt, wie jemand, der hochnäsiger durchs Leben schreitet und schreit: »Sehet! Ich bin und ich lebe. Morgen schon könnte ich sterben, aber wenigstens habe ich heute gelebt und geliebt. Und darauf kann ich stolz ohne Vergleich sein!«

Dem Ausdruck der gefionistischen Liebesphilosophie sey aber noch ein zweiter prägnanter Teil hinzugesetzt: Jenem Prinzip der vorbereiteten Liebe, wie soeben geschildert, steht das Prinzip der *Liebe auf den ersten Blick* benachbart. Und durchaus gleichwertig und gerechtfertigt!

So kam es denn, daß eine weitere Splittergruppe an Liebenden die Behauptung zur Krone trug: »Eine wahre Liebe kann weder erzwungen noch eingeredet werden: Sie ist nur wahr, wenn sich beide Partner durch die *Liebe auf den ersten Blick* verlieben!«

Jeder muß freilich selbst die Erfahrung machen, welche der Theorien sich bewahrheiten wird. Während bei der ersten die Sicherheit des autonomen Ereignisses des ersten Kontakts im Vordergrund steht, enthält die zweite Variante eine Menge Gefahr und Selbstsicherheit, sich auf einen Partner erstmalig einzulassen. Allerdings meine ich, das letztere Prinzip ist wahrheitlicher und stilistisch ehrbarer,

als eine vorbereitete und vielleicht dadurch verfälschte und verminderte Gelegenheit.

»Jeder ist im Grunde anders, als er vorgibt, zu sein!« Diese Weisheit darf nicht neu sein, wenn man der Bedingungen gewahr wird, berühmt und hübsch zu werden. Dennoch verzichtet ein hohes Maß an Selbstzufriedenheit auf den Umsturz einer klassizistischen Menge, nur um zu sehen, was geschähe, wenn Watte statt Stroh brennt!

Wie wichtig die Erkenntnis um das Wohl des Partners und den Wunsch, ihn ständig bei sich zu haben, gleich einem schützenden Talisman, ist, begreift man oftmals in einer Lebensphase, wo die Bedeutsamkeit dieser Koinzidenz abgenommen hat. Denn was allein heißt es, miteinander zu leben, wenn dieses *Miteinander* nicht auf Vertrauen fußt?! Denn liebte dich eine Person beim ersten Mal nicht, so wird sie dich auch beim zweiten Mal nicht lieben. Gibt diese Person jedoch vor, trotzdem für dich etwas zu empfinden, so besteht diese Liebschaft nicht und die Person empfindet falsch! So ist das eben: Allein die Aufgabe des Liebenden ist es nicht, sein Verliebtsein auf irgendeine *unschuldige* Art zu präsentieren, sondern zu erkennen, ob die angestrebte Liebe *echt* sein kann – ob also nicht der Fehler xanthellegroformen Denkens vorliegt, und – falls sich die erwünschte, tiefsinnige, philosophische Liebe ergibt – diese auch dem angedachten Verständnis des verehrten Partners entspricht!

»Richtig, richtig!« wurde ich plötzlich unterbrochen und ward zu umsichtigem Verhalten gezwungen. Da saß auf einem Stuhl ein altes Weib und grinste mich unvergütet an. Es hatte scheinbar schon eine ganze Weile dort gesessen und meinen schwelgenden Worten gelauscht.

»Entschuldigen Sie die Unterbrechung, bitte, junger Herr

...«, fuhr sie nun nicht mehr leise fort, während ich sie verblüfft über diese nicht in die Schranken gewiesene Frechheit ansah, wie ein dummes Kaninchen, das einen Gewehrlauf vor der Nase hat:

»Aber mein Sohn – der Rudolf –, den ich hier besuche, dort vorne liegt er übrigens, hatte ganz Ähnliches erlebt. Nach meiner Einschätzung hatte seine damalige Frau ihn so sehr zum Wahnsinn getrieben, bis er eines Tages ins Auto stieg und durch die Gegend raste. Er visierte in dieser Gewitternacht zwar einen Baum an, überlebte aber den Unfall; und stieg aus dem Autowrack. Nur drei Schritte ging er – Peng! – erwischte ihn ein Blitz und nun liegt er dort im Bett. Vierzehn Jahre ist das jetzt her!« – Sie tat so, als würde sie sich eine Träne aus dem Augenwinkel fegen.

Mich störte ihr Geschwätz aber so sehr, daß ich in boshaftester Stimme rief: »Würden Sie bitte verschwinden! Ich spreche ein Gebet!« Rasch kehrte ich meine Vorderseite wieder Claire zu, wobei ich im Linzauge nur noch die Dame sah, wie sie sich fassungslos davontrollte. Ich hingegen hatte kaum Probleme, mich wieder einzufinden und setzte in meinem *Gebet* fort:

»Da ist ein weiterer dunkler Schritt in meinen Überlegungen notwendig, um zu befürworten, welche Verhängnisse als Strafe demjenigen auferlegt werden können, der sich ziert, seine Bestimmung anzunehmen! Da sitzt die Gefahr im Schatten und oftmals schwellt nur ihr linker Greifarm aus dem Laub hervor, den Ungehorsam am Ohr zu packen und ihn zu sich zu ziehen. Claire ... – du bist eine Frau, an die man sich in tiefer Ehrfurcht erinnern will! Du bist nicht eine Solche, die man sich nicht zu präsentieren traut: Gleich einem faulen Apfel in einem Korb dieser Früchte, den man

verkaufen will; seelisch zu fest gebunden, um *weggeworfen* zu werden, aber doch zu beschämend! Nein! Du bist von solcher Anmut genarbt gewesen, daß man stolz vor Freuden (welchen auch immer) sagen konnte: Toll! Welch' ein gewaltiges Glück für mich doch eingetreten ist, sie gefunden zu haben! Der Ausdruck *Unbezahlbarkeit* fände durch seine Korrelation mit wertlosen Elementen gegenüber ihr ebenso wenig Rechtfertigung wie der Gebrauch des Wortes *würdelos*, dich zu beschreiben. Auch wenn ich dein vor mir liegendes Gesicht sehe, habe ich im Kopf doch ein ganz anderes Bild; eines, das nicht durch meinen Augen-Eindruck geprägt worden ist, sondern den Umgang mit dir. Da, wo der Mund sitzen sollte, befindet sich die zu Lippen geformte Redekunst – die Oberlippe ist Schmeichelei, die Unterlippe Grazilität. Auf der Stirn zeichnet sich die Weisheit ab, die mich schon oft retten konnte. Wangenknochen und Nasenbein sind Herzlichkeit und Mitgefühl, der Sitz der Augen entspricht hier dem scharfen und unbeeinflußbaren Blick für Extravagantes, Naturbelassenheit, Vertrauen und Ehrlichkeit. Jedes Haar ist ein Teilaspekt deiner Lieblichkeit, gestützt wird dieser wunderbare Kopf durch einen Hals aus Freisinn. Ein Schweif – gebildet aus Geschick und Eleganz – zeichnet dich gegen die Umwelt wie eine Kontur ab. Betrachte ich allein das Lächeln, das du mir Morgen um Morgen entgegengestellt hast, und das ich wie eine viel zu imposante Mauer auch niemals überwinden konnte, fühle ich mich oftmals in jene Zeit zurückversetzt, in welcher ich noch um unsere Liebe bangte – eine Zeit, in der ich unfähig war abzusehen, welche Folgen ein unangebrachtes Wort auf den Rest meines Lebens haben würde. Einmal im Leben muß man eben über eine Schwelle hinwegtreten, die in der

Fachwelt als *Liebesgeständnis* deklariert wird. Doch genau in diesem Moment wandelt sich seine Tapferkeit in einen Blick zu seinen Fußstümpfen, die derartig verkümmert nun nicht mehr einen Schritt tun können. Ich sagte auch damals schon immer: Der mutigste Mensch ist der, der seine Liebe gesteht! Es ist schon seltsam: *Ich liebe dich!* – Dieser banale, aus drei einfachen Wörtern zusammengesetzte Satz scheint doch ruchloser zu wirken und gleichzeitig schwieriger auszudrücken, als jede andere Wortkonstellation! Und es stimmt weiter: Denkt man objektiv nach, weiß man, wie lächerlich es sein müßte zu sprechen: *Ich liebe dich!* Doch selbst jeder Schreiber wird vom Gegenteil dieser Aussage überzeugt, wenn das Erhoffte im geeigneten Moment durch die Unfähigkeit, sich selbst zu erkennen, verwehrt wird. Da murmelt man tausendmal in seinen Träumen immer wieder dieselben Worte vor sich hin, und dann steht man vor seiner Geliebten und glaubt, jede Silbe könnte undeutlich, verzerrt oder rückwärts ausgesagt werden und der potentielle Partner könne keinen Sinn schließen aus einem gebrochenen: ›Ich – liebe – dich!‹ Lächerlich! Selbst wenn man die Worte umstellt, kann man sich leicht denken, was gemeint ist! Es ist schon ein Mysterium und eine Odyssee um diesen Vorgang gesponnen! Immerhin kann man wählen, *wie* man die drei *magischen* Worte ausspricht: auf indirekte oder direkte Weise. Die direkte Weise wurde bereits zitiert: Man stelle sich vor seine Geliebten und sage es – abhängig von seinem Mut. Bei der indirekten Variante läßt man unter einem pseudoanonymen Vorwand die Botschaft verhallen, zu lieben. Beispielsweise könnte man sich einführend über seine liebsten und gewohnten Träume unterhalten und schließlich – an listenreich geeigneter Stelle – einwerfen, daß es aufgrund

meiner Liebe zu dir kein Wunder sey, so oft und intensiv von dir zu träumen. Und schon ist das Wichtige gesagt, ohne sich mit Scham und falsch-nervöser Aussprache übergossen zu haben. Aber irgendwie hat man sich ja doch verraten, obgleich es bei Akzeptanz seines Geständnisses auch egal ist. Ich muß der Gerechtigkeit halber freilich einräumen, im Geständnis um dich schon gewaltiges Glück gehabt zu haben. – Oh, warum ist das nur geschehen?«

Ich schluchzte erneut und griff mir um die Ohren – mein Schädel fühlte sich sehr heiß an. Rasch ging ich in einen Baderaum und kühlte ihn mit Wasser. Als mir dieses durch die Hände lief, betrachtete ich es ganz erstaunt und dachte: »Fantastisch! Wie beispielarm klar und dafür bedeutungslos doch dieses Oxid des Wasserstoffs ist! – Ganz so wie meine Existenz vor der Bekanntschaft mit Claire!« Nun war es sehr viel komplizierter.

Ich hatte mein Zeitgefühl gänzlich eingebüßt. Zwischendurch verlebte ich so viele Stunden in Trance, Traum oder Erzählung, daß ich kaum zu sagen vermochte, in welchem Monat wir leben. Meine Schätzung lag dennoch richtig.

Mein Gefühl zeigte mir eine abgeschwächte Gestalt: Völlig übermüdet und entkräftet, die nur darauf fixiert war, am Bett seiner Liebsten zu weilen. Und mit Herzenslust hätte ich das auch fortgesetzt, wenn mir nicht die Überlegung gekommen wäre, daß ich diese auf mich genommenen Daueranstrengungen nicht lange durchhalten würde.

Ausgelaugt wie ich war, trottete ich zum Treppenhaus dieser Etage und stieg hinab. Jeder Schritt auf die harten, kalten Eisenstufen tat meinen untrainierten Gelenken weh. Als ich von Schmerz geplagt und geistesabwegig im untersten Geschoß ankam und durch das Hauptportal trat, stieg

ich in eines der parkenden Taxis und ließ mich nach Hause bringen.

5 Die Lebenden

Ich bin schon lange nicht mehr hiergewesen. Aber das machte überhaupt nichts. Es gab im Moment schließlich bedeutendere Dinge. Irgendwann kramte ich Dörrfleisch aus der Tiefkühltruhe und bereitete es zu. In den Haufen an Briefen sah ich erst gar nicht – dafür gab es keinen Grund. Nur Claire war wichtig. Ich rasierte mich und badete. Danach fand ich tiefen Schlaf. Als ich gegen Mittag des Folgetages erwachte, fühlte sich alles viel wohler an. Sich selbst sauber und satt zu fühlen, schien mir aber trotzdem kaum über das Leiden hinwegzuhelfen, das der komatöse Zustand meiner Geliebten verursachte.

Mit einem Taxi ließ ich mich wieder zum Krankenhaus fahren. Als ich die Koma-Station in frischem Licht betrat, hatte sich etwas verändert. Claire lag zwar noch an selbiger Stelle, doch die Liege drei Plätze links von ihr war leer. Plötzlich stand die diensthabende Schwester hinter mir:

»Sie sind doch jener, dessen Freundin hier liegt?« Erst starrte ich sie an, dann antwortete ich vernünftig:

»Ja, hier.« Und verwies auf ihr Bett.

»Würde es Ihnen dann etwas ausmachen, den Chefarzt dieser Station aufzusuchen? Er muß Ihnen etwas mitteilen!«

Sie gab mir explizite Instruktionen, sein Büro zu finden und ich machte mich auf den Weg. Unterwegs dachte ich stimmig darüber nach, ob er mich über Claires medizinischen Status aktualisieren wollte – ob zum Guten oder

Schlechten.

Das nur einige Flure weiter gelegene Büro schien zentral zu liegen. Ich klopfte und wurde hereingerufen: »Die Schwester meinte, Sie hätten Informationen für mich?« sprach ich direkt und sah ihn dabei hoffnungsvoll an. Der zu Tisch beschäftigte Mann setzte die Brille ab und wankte zu mir. Er streckte mir die Hand zum Gruß entgegen: »Mein Name ist Dr. Schweigert. Ich fürchte, diese Einladung hat nichts mit Fräulein Dennisburrow zu tun.«

»Aber wieso . . . ?« Er ließ mich in seiner disziplinierten Redeweise nicht beenden und wie einen Anfänger aussehen.

»Vielleicht haben Sie das leere Bett nahe ihrer Freundin bemerkt? Heute morgen noch lag darin ein zwölfjähriges Mädchen namens *Daphne*. Als sie nach einem sechsjährigen Koma erwachte, glaubten wir erst an einen glücklichen Zufall, ein Wunder geradezu – ebenso hätte sie jeden Tag sterben können –, erkannten durch die Aussagen der Schwester der letzten Schicht aber einen Zusammenhang zu Ihnen: Da erwachte nämlich eine alte Frau, die ständig murmelte, Trauergeschichten eines Liebenden vernommen zu haben. *Daphne* erzählte ganz Ähnliches. Sie meinte, ein fremder Mann habe sehr lange von Glück und Sehnsucht gesprochen, bevor sie erwachte und glaubte, es sey nur ein Schlag gewesen. – Zur Zeit wird sie betreut. Aber können *Sie* das vielleicht erklären?«

Er glotzte mich in erwartender Weise an, aber ich wußte überhaupt nicht, worauf er anspielte. Ich fühlte mich bedrängt und Schweiß stand mir auf der Stirn. Da ich keinen Anlaß sah, ihm Rechenschaft abzulegen, verneinte und verabschiedete ich mich ganz banal. Was wollte dieser Tor nur von mir?

Einige Tage später, als ich wieder einmal von zu Hause kam und zum Krankenhaus ging, fiel mir das junge Mädchen ein, das während meiner erzählenden Präsenz erwachte, und beliebte sie zu besuchen. Im Hospital erfuhr ich, wo sie genas, doch ließ man mich nur widerwillig zu ihr. Es war weniger die Angst, ein Fremder könne ihr schaden wollen, als die Verheimlichung ihres plötzlichen und unerklärbaren Erwachens. Vielleicht fürchtete man die Bedrängnis von Pressejournalisten oder sonst etwas. Vielleicht war es auch nur Inakzeptanz eines Umstandes, der durchaus im Möglichen lag.

Im Zimmer 371 gelangte ich an ein Bett, das erst durch eine weiße Scheidewand umstellt gewesen war. Ich schob den diffusen Vorhang beiseite und sah sie unter der Decke liegen. Ihr Blick war starr aus dem Fenster hinaus. Sie schien nicht mit mir reden zu wollen.

»Sie haben die Tür geschlossen! Warum?« fragte sie mich auf einmal und ohne ihren Blick abzuwenden.

»Vielleicht finden es manche Leute lächerlich, was wir uns sagen könnten.«

»Die anderen interessieren mich doch gar nicht!« dominierte sie einschüchternd streng, »Schließlich haben *die* nicht Jahre lang völlig alleine in Finsternis zugebracht! In dieser *Finsternis* gibt es eigentlich nur zwei mögliche Freunde, die die Existenz *dort* mit dir fristen: Zum einen kann stets die Angst deine Begleitung sein, zum anderen kann sich die Hoffnung zu einem Freund personifizieren. – Ich hatte Glück und freundete mich mit dem Letzteren an.«

»Ich finde interessant, was du da sagst.«

»Wie sollten Sie auch anders empfinden?« höhnte sie (zu Recht) unfreundlich: »Für wen bin ich denn nicht ein Faszi-

nant gewesen in den letzten Tagen? Wie einen neu entdeckten Außerirdischen haben Sie meine kognitiven Verbleibe geprüft, mich vermessen und beschrieben, als hätten Sie niemals zuvor ein Mädchen wie mich gesehen!«

»Eine wie dich haben sie ja auch selten beobachten können!« verteidigte ich die Wissenschaftler, mit denen ich aber auch nicht immer ganz eins gewesen bin.

»Das mag sein. Doch damit nicht genug! Sehen Sie: Ich bin nun ... jugendlich. Als ich ins Koma fiel – diesen Zeitpunkt allein bestimmt durch meine letzte Erinnerung vor der *großen Finsternis* – hatte ich hingegen etwas von einem Kind an mir. Ich wünschte zu spielen, mich mit Süßigkeiten und Kinderfilmen zu belustigen. All diese Vorlieben habe ich heute nicht mehr. Man könnte sagen, ich sey erwachsener geworden; etwas anderes ist aus mir geworden! Was ist nur mit mir geschehen?« – Ihre Stimme klang nun aufgeregter als zuvor.

»Entspanne«, riet ich, doch sie verweigerte sich jeder Anweisung.

»Nein! Wenn einem die Hühner absaufen, dann wird einem auch nicht der Rat erteilt, daß man sich besser Gänse hätte zulegen sollen! Erstmals in meinem *neuen Leben* habe ich die Option, Befehle zu belächeln und abzulehnen. Soll ich diese Macht nicht auskosten, nur, weil ich als Kind ... *starb*, und *so* [sie sieht an sich herab] erwachte?! Doch genug von mir. Sie sind im Grunde der Aggressor für mein Wachen gewesen! Und in der *Finsternis* vernahm ich ihre Geschichten!«

»Nein, ich muß eingestehen, daß mir nicht bewußt war, gehört zu werden! Ich hatte angenommen ... «

»Was? Daß wir tot seien?«

»Nun, ganz so kraß wollte ich es nicht bezeichnen!« heuchelte ich widerlich.

»Trotzdem konnte ich nicht ahnen, daß ich beobachtet werden würde! Hätten Sie denn das Reden unterlassen, wenn Sie gewußt hätten, beobachtet zu werden?«

»Wahrscheinlich nicht!«

»Hätten Sie es getan, wäre ich gewiß niemals *erwacht*! Also beenden Sie ihre Selbstkritik! Sie haben mir geholfen!«

»Ich fühle, daß du das zu eng auf mich bezogen siehst! Vielleicht Zufall!«

»Nein!« unterbrach sie mich abermals: »Ich hörte Ihre Worte genau, wie ich sie momentan höre! Ich verfüge über eine Erinnerung und könnte ganze Satzzüge rezitieren!«

»Schon gut – ich will dir glauben!«

»Dann wisse auch um meinen Dank! Für das Geschenk, lebendig zu sein, kann man zwar nicht danken . . . , trotzdem sage ich es. Vielleicht kann ich irgendwann einmal meine Schuld begleichen?!«

»So sehr ich deine Wertschätzung auch achte, so sehr hoffe ich, sie niemals beanspruchen zu müssen!«

»Pah! Würde im Leben immer alles so eintreffen, wie wir es uns erhoffen, so gäbe es sicherlich kein denkendes Selbstbewußtsein! Mit anderen Worten gesprochen: Würde nicht immer etwas schiefgehen, bräuchten wir genauso viel Hirnmasse wie ein Himbeerstrauch! Also: Für wen haben Sie gebetet?«

»Ich betete nicht *für*, sondern *gegen* jemanden – den Tod!«

»Der Tod kann besiegt werden!« sprach sie gleichgültig.

»Auch ich glaubte das. Doch letztlich mußte ich einsehen, daß meine *Macht* nicht ausreicht, um gegen den Tod vorzugehen!« Erst blickte sie mich stumm an und überleg-

te. Schließlich kam sie zu einem einzigen Schluß: »Siehe: Sie glaubten, ich sey tot. Sie hatten die Macht, mich mit Ihren Worten zu erwecken, einen Toten zu beschwören! Und in meinen Augen ist derjenige, der Tote ins Leben ruft, gleichgestellt jenem, der Leben nimmt! Bringt das nicht Hoffnung?«

»Ja, etwas. Aber du ahnst gar nicht, wie tief mein Schmerz sitzt. Und wieviel tiefer er sein würde, wenn Jene stirbt, für die ich betete! Ich gehe jetzt wieder zu ihr.«

Damit beendete ich die Unterhaltung, verabschiedete mich und fuhr in den höheren Stock. Nachdem ich Flure und Räume durchschritten hatte, gesellte ich mich wieder zu Claire.

»Es ist etwas gar Unglaubliches geschehen!« berichtete ich stolz: »Da ist ein Kind, das dir vor Tagen noch eine leidende Nachbarin gewesen ist, aus dem Schlaf erwacht und unterhielt sich bis vor wenigen Minuten noch mit mir!« – Ich erwartete wohl eine Antwort. Welch' jammervollen Anblick ich dargeboten haben muß!

»Darauf zu hoffen, daß du mir sagst, was *du* dazu denkst oder wie du dich sonst so fühlst, ist anscheinend ebenso sinnlos, wie die Hoffnung eines jungen Mannes meiner folgenden Geschichte. Man erzählte sie mir einstmals in der Schule – über meinen Lateinlehrer, der sie seinerseits vom Bruder einer Freundin gehört hatte, der wiederum Missionar in einem fernen Land war – und dort hatte er sie sich angeblich von der Familie eines Minenarbeiters erzählen lassen, und so weiter. Die Spuren verlieren sich einfach im Wirrwarr des menschlichen Feixens. Jedenfalls möchte ich auch dich an dieser kleinen Erzählung teilhaben lassen, da sie mich einstmals sehr zum Denken und Träumen ange-

regt hat. Vielleicht auch dich! Das, was geschah, geschah vor vielen hundert Jahren. Da gab es ein Liebespaar – genau wie dich und mich – namens Neferon und Hada. Sie liebten in unnatürlich großartiger und gegenseitiger Hingabe, fern von allem gemeinen Lieben. Sie selbst hielten sich für nichts Besonderes, doch war ihnen eigen, daß sie stets beieinander waren und sich Gedanken über des anderen Wohl machten. Eines Tages gingen sie im Park einer Tempelanlage spazieren. Sie suchten Sonnenschutz unter einem von Säulen gestützten Marmordach, als dieses unerwartet zusammenstürzte und beide begrub. Neferon, zu seinem Unglück, war mit dem Rücken zur Erde von einer der Säulen so eingeklemmt worden, daß er sich nicht bewegen konnte. Doch er spürte, daß unter ihm seine Gefährtin liegen mußte. Er fühlte ihr Kleid, ihren Schmuck, ihre Haut. Aber auf sein verzweifertes Rufen antwortete sie nicht und regte sich in keiner Weise. Und auch ihm war gewahr, daß er bis zu deren Rettung der größten Ungewißheit ausgesetzt sein würde, die ein Liebender nur erleben kann. Zwei Tage und eine Nacht lang konnte er im verkrampften Gesicht und weinenden Augen nur gen Himmel sehen. Seine Unfähigkeit schließlich bedrückte ihn so sehr, daß er sich irgendwann wünschte, sofort zu sterben, um diese *Last* nicht mehr ertragen zu müssen. Dann endlich war es soweit. Man fand ihn, doch Hada war noch verborgen. Mit einem Hebel und Flaschenzügen hob man den Schutt an, aber ein Knoten rutschte aus der Schlinge, die Hebel barsten und die Säule sank erneut hernieder und brach ihm das Genick. So kurz vor seiner erlösenden Offenbarung mußte er gehen. Ich hoffe für mich, daß ich nicht sterbe, bevor ich erfahre, wo du gewesen bist!« – Der Scherz sollte wohl eher mich

aufmuntern, als sie.

»Ich weiß ...«, gestand ich ein: »Die Liebe bewegt einen immer dazu, viel zu reden und zu denken! Und bei Theraks Wohl: Ich wüßte nichts, das ich lieber täte, als *praktisch* zu werden – das elende Gewinsel, das von mir ausgeht, könnte vielleicht schlimme Folgen für dich haben! Gerade denke ich, wie oft ich doch von dir geträumt habe. Kann sein, daß es Einbildung ist, aber ich würde sagen: jede Nacht, seitdem wir uns kennen! Und kaum diesen letzten Satz beendet, fällt mir wieder in den Sinn, welch' Glück und Ehre mir doch teilhaftig gewesen sind, dir begegnet zu sein! Was wäre, wenn ich eine andere als *dich* getroffen hätte? Hätte ich mit ihr koaliert? Sie überhaupt beachtet? Und wenn ja, würde dann auch sie hier vor mir liegen? – Gekleidet in ein weißes Gewand, verhüllt unter einer weißen Decke, liegend in einem weißen Saal. Und doch im Inneren so unergründet schwarz! Hätte ich doch nur die Fähigkeit inne, in dich zu sehen, mit deinen Worten zu flüstern, mit deinen Ohren zu lauschen, deinen Haaren zu fühlen. – Nur was du in Erinnerung über mich weißt, möchte ich nicht erkennen. Zu groß ist die Gefahr, daß dein Gedächtnis verlorenggeht, das eventuell der einzige Halt ist, der dich mit dieser Welt verbindet! Das ist das, was ich glaube, und das, was ich jedem Neuen predigen würde, der die Liebe erstmalige kennenlernt. Schließlich besitze ich eine gewisse Erfahrung und möchte das Gute, das ich aus unseren Liebschaften aufnahm, bewußt weitergeben: Damit gerade so etwas nicht in Vergessenheit gerät! Viel zu oft habe auch ich selbst am eigenen Leib spüren müssen, wie Trauer über vergangene Hoffnung und Selbsttragik eine gewisse Erstliebe so weit bringen, daß sie zerfliegt wie ein Haus aus Pappe in einem

Orkan. Damals – das war noch in früher Jugend, wie ich mich erinnere – habe ich mein tristes Erfahren so gelöst, daß ich in einen Wald ging, mich vor irgendeinen Baum stellte und meine Sorgen bei diesem entließ. Ich erzählte ihm von meiner Trauer (manchmal antwortete er mit einem entrüstenden Äste-Schütteln!), meinen Plänen. Oftmals beschimpfte ich ihn auch, obgleich ich wußte, daß er dieser Wut nicht gegenwärtig sein konnte. Wenn man den Baum nur als ein Lebewesen wie jedes andere auch betrachtet, kann man Nutzen aus seiner Präsenz ziehen! Der Gram, der auf mir lastete – ähnlich wie Haß, dessen vereinzelte Buchstaben in meine Haut eintätowiert worden sind – zeigte mir vor unserer ersten, legendären Begegnung, wie sehr ich verkannt wurde. Man spottete über meinen geistigen Verbleib, meine soziale Ehrlosigkeit. Sogar von meiner eigenen Familie hatte ich nicht minder zu erwarten, als die Worte: *Gehe mehr unter Menschen!* Doch *niemand* wollte hören, daß ich es satt hatte, unter Solchen zu sein, deren Begabung noch nicht einmal die nächste Generation erreichen würde! So kam es, daß ich eine Zeitlang meine Neigungen verschwieg und mit neuen Freunden zusammentrat. Eines Tages saßen wir zu viert an einem Tisch. Es waren neben mir noch ein Junge und zwei sich erfahren ausgebende Mädchen: Das eine eitel und fleißig, die andere spöttisch und erheiternd. Die Eine zeigte der anderen eine Postkarte ihres Vaters, der nach Indien verreist war. Sie beklagte sich darüber, daß der Text im Grunde dürftig und sinnlos verfaßt sey. Da sagte der Junge mir gegenüber verteidigend, daß es Männern – ganz in Vertretung sexistischer Philosophie – häufig leidsinnig schwerfiele, emotionalen Text zu verfassen! Dieser Tor! Er lenkte die Verteidigung schließlich auf mich, doch mein-

te ich nur: »Wenn du wüßtest!« Und damit hatte ich sogar recht! Wer von denen hat schon verstanden, was ich bin, was ich fühle, und welcher potentielle Wahnsinn in mir steckt?! Niemand kennt meine wahre Identität, meine Träume und meine Vorhaben! – Noch nicht einmal meine engsten Vertrauten, denen ich mein Leben anvertrauen würde, da ich sie als Solche einschätzen kann, die sich selbst in heiklen Situationen noch als loyal erweisen. So kam es auch, daß ich mich abkehrte von dieser für mich irrationalen Wirklichkeit, und mir meine eigene schuf. Endlich erkannte ich die großen Worte, die auf meiner Haut nicht *Haß* sprachen, sondern: *Bestehe nicht, weil du bist, sondern weil du liebst!* Und ist es so nicht *überall*? – Man wird sich nicht an den Charakter einer Person erinnern, aber an seine Momente der Liebe! Ähnlich ist es gar im Stammbaum! Wenn man Recherche betreibt, findet man Daten über einen Mann, der im 18. Jahrhundert mit Frau Sowieso einige Kinder hatte. Aber Informationen wie seine bevorzugte Neigung zur Naturwissenschaft, oder der Sinn für Poesie hingegen gehen unweigerlich verloren! Aber was schwatze ich ungestraft von alten Bräuchen, wo doch die Wahrung deiner grandiosen und zierlichen Instanz für mich *heute* das Wichtigste ist!? Kaum abzusehen, wie sich die kommenden Tage entwickeln werden, bleibt zu erwarten, daß sich dein hilfloser Zustand nicht ändern wird. Und noch schlimmer: ich kann nichts dagegen tun, außer zu beten. Schon die alten Könige haben vor jeder Schlacht ... – aber jetzt bin ich schon wieder in der Vergangenheit!« Meine Stimme klang matt und ausgetrocknet.

Sinnig suchte ich nach etwas Trinkbaren, fand aber nur das Blumenwasser in der Vase auf dem Nachttisch. Und

so ging ich zu einem Getränkeautomaten, warf stumm die Münzen ein und wurde ganz plötzlich aufgeschreckt, sodaß mir das Geld aus der Hand fiel und die Münzen über den leeren Flur rollten, bis manche von ihnen in einer verwinkelten Ecke in der Dunkelheit verschwanden. Das Geräusch war ganz eigenartig: fast wie ein audiografisches Glitzern! Mehr konnte man dazu wohl nicht sagen.

Ich schaltete das Licht ein, um die Münzen besser zu finden. Dann las ich sie auf. Doch wie ich um eine Ecke bog, fand ich zwischen den Münzen etwas anderes. Fast so klein und rund wie die Geldstücke, die ich fallenließ, war da ein Medaillon aus Messing. An ihm war eine feine, gliedrige Kette befestigt – ebenfalls aus Messing gefertigt. Nun hob ich es auf und konnte mir nicht erklären, wie es dorthin gelangt sey. Ich identifizierte es eindeutig als das, das ich vor einigen Tagen für Claire von einem Metallkünstler gekauft hatte. Auch erinnerte ich mich deutlich daran, wie ich es meiner *schlafenden* Braut um den Hals legte. Als Talisman sozusagen.

Ich begriff die Präsenz dieses Schmuckes nicht. Dann kontrollierte ich nochmals – aber auch die eindeutige Inschrift *Liebe beginnt, wenn die Weisheit endet* zeigte mir, daß ich mich unmöglich irren konnte! Da man vermuten mußte, daß es mir mit den Münzen aus der Hand fiel, wäre auch zu vermuten gewesen, daß ich es zuvor in meine Tasche gesteckt hatte. Aber an nichts davon erinnerte ich mich. Oder hatte ein Fremder es dort entfernt?

So stürmte ich in den Saal zurück, blickte erregt um mich, doch keiner war zu sehen. Ich setzte mich an Claires Bett, beschmückte sie erneut und plante, wache zu halten. Da aber der Schlaf die kreativste Unterrichtsstunde ist und ich

eine Lektion nötig hatte, schlief ich rasch ein und gelangte in die Vorfront eines mächtigen Traumes.

Und kaum war ich entstiegen in diesen Traum, stand ich schon jener Person gegenüber, die ich für eine der weisesten Frauen hielt. Es war nicht Claire, sondern meine Mutter. Sie trat in genau dieser Erscheinung auf, wie ich sie mir in meiner Erinnerung bewahrt hatte, drehte sich in ihrem typisch anmaßenden Gesichtsausdruck zu mir und sprach. Sie hatte mich in der Kindheit oftmals getadelt. Doch lag in jedem ihrer Worte Wahrheit, Lehre und Rat! Einige dieser Elemente kann ich selbst heute noch mit mir identifizieren.

Das Erste, was sie sagte, konnte ich nur vage verstehen. Dann aber hörte ich die Frage heraus, warum ich mir nicht die zwei letzten Möglichkeiten, die letztlich zum Fund des Medaillons geführt haben, eingestand. Nun traf mich die Wahrheit besonders hart. Sie meinte freilich *die* zwei letzten Möglichkeiten neben der des Diebes und der meiner im Schlaf (also unbewußt) verrichteten Arbeit.

Und genau diese dritte Möglichkeit entspricht der soeben Genannten, nur, daß ich es bewußt tat! Warum und wann auch immer! Und irgendwie muß ich die Erinnerung dann verdrängt haben. *Ich* war der eigentliche Dieb, vor dem ich Claire zu schützen gedachte! Die letzte Option erschreckte mich am meisten: Claire ist irgendwie gewandelt und verlor das Schmuckstück selbst. Doch wie mag das geschehen sein?! Mein Traum endete, aber die Überlegung bestand noch immer.

Der Traum endete nicht von mir aus, sondern folgte auf einen Knall, oder gar mehrere derart. Ich drehte mein Gehör in die Quellrichtung, sie lag beim Fenster. Als ich müden und schläfrigen Blickes in die Dämmerung schweifte, sah

ich, wie bunte Perlen vom Himmel regneten. Ein Anblick, der nur eines bedeuten kann! Ein Feuerwerk.

Ich habe nie verstanden, warum sich eine Seele Jahr um Jahr dem immerfort gleichen Spektakel hingibt, obgleich sie genau weiß, daß es keine Steigerung dessen geben kann, das als konsolidierte Explosion den Himmel erleuchtet. Mich hat derzeit immer aufgeregt, wie verschwenderisch man mit einer Ressource umgehen kann.

»Nun«, begann ich rückschließend aufs neue, als ich wieder zu Claires Bett ging, »ich sprach davon, wie schwierig es sey, den richtigen Partner zu finden. Das ist im Grunde gar nicht so kompliziert, wenn man nur den Überblick behalten kann. Man beachte beispielsweise, daß sich – zugegeben-erweise will ich nur die mir bekannte zivilisierte Welt in diese Bewertung einbinden – nur zwei Gruppen potentieller Partner herausbilden können: nämlich Rezessive und Pterophile. Erstere sind die gemeinen Menschen. Sie leben, sterben und sind nicht erinnerungswürdig. Sie sind nur ein uninteressantes Beiprodukt in dieser anreizenden, aber verkannten Welt. Der pterophile Organismus zeigt zwar menschliche Gestalt, besitzt aber auch einen stark abweichenden, nicht bestimmenden Geist. Meistens ist es aber so, daß die dümmsten Idioten am ehesten einen Partner finden, da das ignorante Verhalten des Menschen auf diesem Planeten überwiegt und diese eben somit nicht lange suchen müssen, um einem gleichgesinnten Gefährten zu begegnen! Doch damit nicht genug: Liebesbeziehungen sind wie eine gelehrige Zeitung: Der Titel kann sich ändern, doch der Inhalt bleibt stets gleich. Das bedeutet, daß es unter abartigen Umständen schwieriger sein kann, eine Liebe im Bestehen zu halten, als eine zu erringen! Das Gefühl zu lieben, ist

zwar wunderschön, aber auch unerträglich, wenn man weiß, daß man es auf Dauer nicht halten kann! Wäre man Solist, ist alles einfacher: Verlaß und Kontrolle, Dankbarkeit, Ehre und Planung. Aber *das* ist nicht das zentrale Dogma: wollte man sich nicht binden, verfällt jeder Lebenssinn: So gut man sich auch herausbildet, ob künstlerisch-kreativ oder wissensdurstig-emanzipierend: Nichts von dem wird man weitergeben, vererben können! Und *unpassend* ist nur der Liebe Frevler!«

Man hätte sich mit der Behauptung nur schwertun können, ob ich Glück in Bezug zu Claires Liebe hatte. Ich selbst will behaupten: ja. Ein Skeptiker eher: nein. Doch egal, welche Art von Umstand dazu führte, diese endlose Beziehung einzugehen: Ich verspreche, daß ich immer versuchen will, daß es so bleibt; obgleich sich schon jetzt zeigt, daß der Tod nicht nur ein Bestandteil allen Lebens, sondern zusätzlich ganz speziell *unseres* Lebens zu sein scheint.

Ich mag ferner behaupten, daß – wenn es denn so sey – das Einzige, dem ich nicht teilhaftig sein kann, mein eigener Stolz ist, dessen Überwindung mehr als das selbige Vertrauen kostet, das damals zum Umschwung in meiner solitären Identität führte.

»Claire . . . , Claire«, murmelte ich dahin und streichelte den erkalteten Handrücken, hinauf bis zum Ellenbogen: »Wäre ich doch nur des Zauberns und Beschwörens mächtig und könnte eine geheime Formel sprechen, um dich aufstehen zu lassen! Weißt du, als ich noch jung war, hatte ich einen edlen Traum. Ich wünschte, daß meine Hände die Fähigkeit hätten, nur in Sekunden jede Art von Krankheit oder Verletzung zu heilen. Ich würde dann die Patienten einzeln in ein isoliertes Behandlungszimmer bitten, ihnen

mit meinen *heilenden Händen* über die Haut fahren und mittels jeder Wunderheilung angesehener und bedankter werden. Doch dann sah ich ein, daß im Heilungsprozeß der meisten Krankheiten gleichsam der Tod einer anderen Lebensform steckt. Und wenn es nur ein infektiöser Erreger ist! Und ich wußte, daß die Evolution, die die Ausbreitung mancher Krankheiten erfordert, nicht zu bestimmen ist. Würde ich erklären, ich könnte jede Art der auf Ungeschick oder menschlichen Absicht basierenden Verletzung heilen, Krankheiten aber nicht, hätte mir das sowieso niemand geglaubt. Mit dem Auflösen dieses Traumes entging ich einer Menge Mißverständnisse. Dennoch wünschte ich, *jetzt* über diese Fähigkeit zu verfügen. Es ist ja momentan *alles* für mich ein Irrglauben: Tatsächlich war ich noch vor wenigen Momenten bereit, zu denken, *du* seist durch die Flure gewandelt und hättest dabei auch noch deinen Talisman verloren! Doch je mehr ich mir die Bewahrheitung deiner Aktion wünsche, je mehr verwirrt es mich, wie leichtgläubig und gar unvernünftig ich mich des Teufels Beiwerk hingebel!«

So oder so wußte ich: Wenn sie stirbt, würde ich mit ihr sterben. War sie doch alles, was mich noch am Leben hielt. In Wirklichkeit handelte es sich um das ergreifendste Phänomen meines Lebens, sie so scheinot liegen zu sehen, und sie weder durch Schreien, noch Schmerz, Medikamente, Wiederbelebung oder Gebete erwecken zu können.

Meine Machtlosigkeit führte zu Ratlosigkeit. Und diese wiederum zu intensiven Frust. Die schwindende Hoffnung ließ mich frösteln. Doch würde ich auch den letzten Funken davon aufgeben, wären *wir* erfroren.

»Mein Saphiransheril hat mir einmal gesagt: *Jeder Mensch*

ist sterblich und wird erst unsterblich, bis er anfängt, zu lieben. Das war es, was er sprach . . . , was er weise sprach. Ich möchte diesen Gedanken nicht kritisieren, doch ist es – so glaube ich – minder die eigentliche Nuance an Liebe, die diese verherrlichte Unsterblichkeit bewirkt, sondern vielmehr der separate Glauben jedes Partners. Würde er nicht bestehen – in all seinen Träumen, seiner Tatkraft und seiner Ehre –, wäre es gerecht, von *nur* einer gemeinen Liebe zu sprechen. Die Liebe an sich könnte man eben auch mit zwei Puzzleteilen vergleichen: passen diese nahtlos ineinander, so ist es die perfekte Liebe. Paßt das eine Teil aber nicht in das andere oder stehen auch nur die Ränder des einen Teils über, so wird diese Liebe nicht konstant bestehen! Vor allem anderen betrübt mich der geisterhafte Gedanke, ich könnte für alle Ewigkeiten ohne dich leben müssen. Gerade *das* will mir nicht in den Kopf! Ich wünschte, du könntest in meine verweinten Augen blicken und ich würde sagen: Was glaubst du, siehst du in mir? Was in meinen Augen? Betrachte nicht die Form meines Kopfes, nicht die Schiefe meines Haares. Sieh' mir nur in die Augen und sage mir: erblickst du einen alten Mann – voller Traditionen und doch vergänglich?! Oder siehst du einen lächerlichen Gentleman, ein Nichts, einen Stümper? Einen Brechreiz erregenden Idioten mit dem alleinigen Trieb, sein egozentrisches Gehabe durch die Potenz seiner unwürdigen Sexualität zu manifestieren?! *Oder* aber siehst du etwas völlig Neues? Jemanden, der – hier soll ich mich offensichtlich selbst darstellen – niemals einen Anreiz darin finden würde, seine Geliebte durch eine andere zu ersetzen, sie im Epilog der Liebe zu . . . *betrügen*? Der, gerade weil er einstmals die Liebe zu *dir* gewählt hat, es nicht einmal bei einem eventuellen Willen

vermag, seine Liebe auf eine andere zur richten, so schön und klug sie auch sein sollte? Ich wäre verdammt, beschämt und bereits innerlich tot, sollte auch nur *ein* niedergeschriebenes Wort nicht meinem Wert an Ehrlichkeit gereichen! Schließlich sprach einstmals meine ganze Überzeugung mit, als ich sagte: *Ich liebe dich!*«

Einige weitere Tage gingen dahin, in denen ich nichts anderes zu tun vermochte, als Claire nur noch mehr aus meiner Lebensgeschichte zu rezitieren. Doch letztlich mußte ich wieder einmal nach Hause gehen, um zu kontrollieren, ob alles in Ordnung sey, und um meine Kleidung zu wechseln. Von Details zu reden, würde ganz einfach dem Prinzip widersprechen, angesichts der ernstesten Lage nicht von banalen Dingen zu reden. Dann kehrte ich zum Ort der Tragik (und auch Hoffnung) zurück und nahm die unterbrochenen Gebete wieder auf.

Ich war schon einige trockene Stunden bei dieser Tätigkeit, da ereignete sich etwas Neues: Ein Besuch fand statt. Es schien sich dabei um eine Familie zu handeln, die ein komatöses Familienmitglied besuchen wollte. Für mich sah das so aus, als würden sie auf einem Friedhof gemeinsam einen Verstorbenen ehren wollen. Mit der Zeit bekam ich heraus, wer wer von ihnen war und was das Motiv ihres Besuches darstellte.

Da waren eine junge Frau unbekanntens Namens mit ihrem ebenso jungen Mann namens Henry und deren Tochter Luisa, die in ihrem ungezügeltten Alter eifrig umhersprang und Lärm verursachte. Doch wer sollte sich in einem solchen Saal daran stören, zumal sie sowieso nicht die Schwere aller Gemüter in diesem Raum erfaßte. Nein, ich erfreute mich sogar an dieser hübschen Ablenkung, und nicht

nur, weil ich und Claire uns auch immer eine so aufgeregte Tochter gewünscht hatten. Und schließlich gab es noch einen alten Mann, der der jungen Frau Vater war und von allen als *Gisbert* angeredet wurde. Ihr Erscheinungsgrund war ebenso einfach wie erinnerungswürdig. Die Mutter der jungen Frau, also die Gemahlin von Gisbert, war eine der Patientinnen.

Diese Frau im Koma hieß – so las ich es vom Krankenblatt am Bett flüchtig jedesmal auf dem Weg zu Claire – Theodrada. Eine wahrscheinlich ansehnliche Person, wenn ich sie geliebt hätte. Nun trug es sich zu, daß die Familie einige Minuten ihre Hand hielt, miteinander sprachen und von sich selbst. Im Vergleich zu meinem Hiersein – wo ich den Saal bald schon als eine Halle des Betens betrachtete – war deren Präsenz vollkommen zweckentfremdet. Sie schwatzten also herum und planten Essen zu gehen. Auf ihrem Rückweg von der Cafeteria wollten sie Blumen für den Nachttisch mitbringen und sich dann für diesen Tag endgültig zurückziehen. So geschah es denn auch.

Ich selbst kehrte mich wieder den Gesprächen mit Claire zu. Schließlich hatte ich noch Einiges zu sagen: »Da! Siehe auf sie und verstehe zu lernen. Oder lerne zu verstehen!«

Ich ging kurz fort, um meine Durft zu verrichten. Als ich wiederkehrte, vergingen noch einige Minuten, dann kam auch die Familie der Patientin vom Bett gegenüber, mir uneinsichtig im Rücken gelegen. Doch plötzlich erschrakten diese und sprachen laut und uneins. Sie hatten bemerkt, daß ihre anverwandte Patientin aus ihrem Bett verschwunden war! Überrascht und fassungslos drehte auch ich mich in ihre Richtung und beobachtete das Geschehen.

Im Schock waren mittlerweile alle verstummt. Ich fühlte

deren pure Angst. Nur Luisa, die das alles noch immer nicht zu begreifen schien, nahm eine kurze Bewegung wahr, deren Ursprung unter dem Bett selbst zu liegen schien! Sie sah nach.

Ebenso stumm wie alle anderen griff sie nun nach ihrem Großvater Gisbert, der der Merkwürdigkeit ebenso *auf den Grund* gehen sollte. Irgendwie automatisiert tat er das auch, schaute unters Bett, fiel erschrocken zurück und faßte sein Herz. Sein Atem stockte und nur ein paar Sekunden später war seine Gesichtsbälse nicht mehr von der der Wandfarbe zu unterscheiden. Dann starb er. Die Familie wich zurück und floh. Um Hilfe zu holen, um sich in Sicherheit zu bringen, was weiß ich.

Als alle fort waren, schritt ich langsam auf den Toten zu, berührte ihn am Hals und betrachtete ihn. Er trug einen seltsamen Bart: Er lief von den Ohren über halbe Wangenhöhe waagrecht zur Nase und verband sich dort direkt mit dem Bart der Oberlippe. Sein Gesichtsschmuck konnte ihn aber nicht davor bewahren, aus Angst zu sterben. Ich selbst hütete mich davor, unter das Bett zu sehen. Meine Sorglosigkeit resultierte auf dem Gefühl jener Sicherheit, die mir die Ahnung stellte, mir könne nichts geschehen, da mir sowieso schon das Schlimmste passiert war: der kognitive Verlust Claires.

Ich trat nun zurück und positionierte mich schützend vor Claires Bett. Warum ich *das* tat, kann ich ebenso wenig beantworten, wie die mich immerzu stechende Frage, warum mir das Schicksal dieses Mannes – für mich spürbar: extrem eitel und unverständlich gewalttätig – nicht im Geringsten tangierte. Es war gerade so, als habe ich sein Sterben erwartet und trotzdem nichts dagegen tun wollen. Doch ist das

Egoismus oder Respekt vor dem Absehbaren?

Nach einigen Minuten kehrte die übriggebliebene Familie zum Bett von Theodrada zurück und brachten sogleich einen Arzt und seine Mannschaft mit. Diese bargen tatsächlich die alte Frau – wie erwartet – unter dem Bett, welche blaß und erschöpft, dahinsackte und auf der Liege nun verweilte. Im Grunde war es ab hier die gleiche Prozedur wie bei dem Mädchen: viel Hektik, viel Gerenne. Ich selbst war wieder einmal *nur* der Beobachter des Geschehens.

Es vergingen nun etwa eine und noch eine halbe Woche. Als ich am Morgen dieses Tages den Saal betrat – das Bett von Theodrada war jetzt durch einen anderen Menschen belegt worden –, und an die Liege Claires schritt, bemerkte ich einen weißen Briefumschlag, der an der auf dem Nachttisch stehenden Vase lehnte. Ich öffnete ihn sofort und las folgende Worte:

Hier meldet sich diejenige, die vor einiger Zeit auf so schreckhafte Weise erwacht ist. Ich weiß von Ihrer Präsenz durch zwei Dinge: Erstens haben mich meine Anverwandten benachrichtigt, daß Sie die ganze Zeit über anwesend waren, als ich wieder zu Bewußtsein kam und mich aus Todesangst unter dem Krankenbett verborgen hielt. Auf zweitem Wege erfuhr ich (bereits vor meiner Wiederbelebung!) von Ihnen durch die lang währenden und tiefgründigen Gespräche, die Sie immerzu an eine Person namens Claire zu richten wußten. Es war, als begegneten mir Ihre Worte wie in einem Traum! Irgendwie schimmernd, aber

dennoch leitend! Ich mag sogar behaupten, daß Sie mich aus der komatösen Dunkelheit zurück in die Wirklichkeit geführt haben!

Wie auch die Wirklichkeit aussehen mag – für Sie oder für mich: Sie wissen nicht, wie ich in diesen Zustand gelangt bin, dessen Bericht durchaus seine Rechtfertigung behält!

Nun, zu unserer Zeit hat mich mein Mann (derjenige, der scheinbar aus Schrecken über meine Auferstehung einem Herzanfall erlag) wegen einer Geliebten mit Auto-Abgasen in seiner Garage vergiften wollen, was aber mißlang, da ich nicht starb, sondern ins Koma kam. Stets hat er befürchten müssen, daß ich mich eines Tages erinnern könnte, und nun ist er tot! Welch' Genugtuung – auch für meine Familie, die all die Jahre nichts gehaut hat! Er hat somit seine gerechte Strafe verdient und alles ist so, wie es sein sollte! Ich danke Ihnen.

»Sie danken? Vielleicht habe *ich* zu danken für diese wunderbare Geschichte!« führte ich mein geistliches Gespräch fort, obgleich sie überhaupt nicht anwesend gewesen ist. Es war ein Dialog in meinem Kopf: »Was reden Sie denn da? Weshalb sollte man Dank von jemandem erwarten, der einem das Leben errettet hat?«

»Vielleicht ist es Instinkt. In den vergangenen Wochen habe ich so oft erkennen müssen, was *Instinkt* bedeutet! Und es hat mir nicht sonderlich gefallen!«

»Ist denn die Erfahrung so neu für Sie? Wie haben Sie ohne Instinkt denn leben können?«

»Die Frage ist eher, wie ich ohne ihn *lieben* konnte!«
Theodrada schweigt eine Minute.

»Ich verstehe das Problem durchaus. Wie Sie wissen, war ich scheinot. Auch mir half mein Instinkt nichts!«

»Aber haben Sie auch jemals geliebt, und konnten Ihrer Liebe nicht *gerecht* werden? Ich tue es im Moment, und es macht mich krank!«

»Es ist nicht schlimm, aus Liebe krank zu sein! Viele großartige und wunderbare Leute der Weltgeschichte wußten tagein-tagaus nichts anderes zu tun, als in Sehnsucht von ihren Geliebten zu sprechen!«

»Das ist nur Intriganz gegenüber der Öffentlichkeit: Diejenigen, die über Jahre lieben, entwickeln ein gewisses Ehrgefühl gegenüber den ehemals geliebten Personen. Jawohl, ich sage *ehemals*, denn käme es dem Ruf dieser Berühmtheiten nicht gerade gerecht, ihre abgewandelte Liebe mit einem spottenden Zug an Ehre in Einklang zu bringen? Man bedenke, daß die nicht mehr geliebte Gattin eines Königs gerade am Sterbebett vergangen ist, er trete ans Volk und spricht seine Trauer mit jenem Hintersatz aus, wie sehr er sie doch in seiner unendlichen Menschenliebe begehrt habe. Alles nur eine Frage der Interpretation zum Zwecke!«
– Meine Wut war nun vollständig entbrannt: »Aber *ich* – in meiner tiefen Verzweiflung – bin allein. Ich habe kein Volk, das mir zuhört; keinen Mut, mich dem Ereignis des Todes zu stellen. Und dabei bin noch nicht einmal *ich* es, der sterben könnte! Was vermag ich nur zu tun, um gegen dieses ungleiche Unrecht zu bestehen?«

»Auch, wenn Sie mir in ihrer verbitterten Ungehaltenheit weder zuhören noch glauben wollen: Es gibt immer einen Weg, das Rechte zu tun; die zu retten, die man liebt, oder

das zu beenden, für das man sein Leben hingeben würde. Und wie Sie sagten: Selbst die eigene Definition ist reine Interpretationssache, solange man den Kern nicht vergißt. Und ich werde Sie gewiß nicht vergessen. Leben Sie wohl und anständig – so wie Sie sich gaben, als Ihre Liebe noch unverbraucht war!«

Daraufhin verschwand sie. Doch es vergingen einige Minuten meiner stillen Phase, bis ich bemerkte, daß sie mit ihrem letzten Satz implizierte, meine Liebe zu Claire sey abgeschwächt. Dabei verhielt es sich ganz gegenteilig, weil jeder verflossene Moment seltener für mich war. So selten, daß es eine Verschwendung der Zeit bedeutet, darüber auch nur nachzudenken.

Nach etwa zwei Wochen seit diesem Abschied geschah etwas Sonderbares: Ich saß wieder aufs neue vor dem so bekannten Bett auf der Koma-Station, als plötzlich zwei Männer und eine Frau durchschnittlichen Alters und durchschnittlicher Kleidung erschienen. Anfangs störte ich mich nicht an ihnen, da ich sie für Besuch hielt. Doch sie gingen zu keinem Bett, sondern blieben brav und ruhig in einer Ecke stehen. Aufgereiht wie an einer Schnur. Und überhaupt schien *ich* der Mittelpunkt ihrer Beobachtungen geworden zu sein.

Ich drehte mich zu ihnen um, begrüßte sie, doch bekam keine Antwort. Stattdessen tuschelten sie etwas, sahen einander an und dann wieder mich. Als könnten sie meine Sprache nicht sprechen und versuchen aus Gestiken ihre ohne Frage zweifelhaften Rückschlüsse zu ziehen.

Mein Höflichkeitssinn gebot mir aufzustehen, doch wurden sie unruhig und verließen den Raum. Aber sie gingen nicht ganz, denn ich hörte draußen auf dem Flur eine Un-

terhaltung zwischen ihnen – besonders die Frau schien außergewöhnlich viel zur Konversation beitragen zu wollen. Noch immer erschien es mir denkhaft, aber kümmerte ich mich nicht weiter darum. Dafür kam ich wieder meiner Geliebten nahe und setzte meine engstirnigen Gebete fort, die mir keiner auszureden wußte. Schon so mancher Freund hatte mir geraten, sie zu vergessen und mich dem alltäglichen Leben zuzuwenden. Aber ein Freund, der mir *das* rät, ist kein Freund in meinen Augen!

»Claire«, sprach ich sie beherzt an: »Im Vergleich zum Bruch einer Liebesbindung ist sogar der Tod eine Wonne. Doch erschrecke nicht: Ich sehe unsere Beziehung nicht als *gebrochen*, sondern lediglich momentan als *ausgesetzt* an – freiwillig natürlich nicht, denn sonst wäre längst das Nötige geschehen. Ich trauere darüber, daß uns der Tod diese Zeit unseres Lebens gekostet hat, und gerade jetzt – welch' Ironie! – fallen mir die tollsten Dinge ein, die wir zusammen unternehmen könnten. Und dann auch wieder nicht. Die emotionale Bindung, die wir in Vertrauen (ja, auch jetzt noch) beziehen, währt für die Ewigkeit. Die sichtbaren Eigenschaften an uns, die jeder trottelige Mensch in seinem verzerrten Gewissen wahrzunehmen vermag, waren nicht zu Beginn entscheidend und werden es auch nicht am Ende sein – egal, ob du von mir gehst oder nicht!«

Ich mußte mich endlich beruhigen, und schluckte den aufgestauten Speichel die Kehle hinunter. Dann feuchtete ich meine Lippen an: »Du kennst es und ich auch. Für jeden anderen verbleibt das unlösbare Rätsel: *Es wird trinjokal¹ geboren und wird auch trinjokal sterben. Was ist das?*«

¹ der Ehre unwürdig; verräterisch

»Der Mensch!« schrie jemand im Hintergrund. Ich kehrte mich um und wollte eine Belobigung für das Lösen des unlösbaren Gedankens aussprechen, als ich sah . . . , daß schon wieder jemand aus seinem *Schlaf* erwacht war.

Das junge Mädchen, das beide Worte wie aus Verzweiflung (also kreischend, aber deutlich, um gehört zu werden) schrie, war ungefähr so alt wie Claire. Man hatte ihr zwischendurch anscheinend die Haare geschoren, denn sie waren ganz kurz. Freilich war mir Giitha schon früher aufgefallen – schließlich hatte ich mir ihre Krankenkartei am Bett einmal aus Langeweile durchgelesen. Aber warum sollte sie mehr Interesse in mir erwecken, als eine schwirrende Biene oder ein spielender Fuchs? Sie war eben nur ein Mädchen, das Pech hatte, ins Koma zu fallen: nicht so wie Claire, der anscheinend vorherbestimmt gewesen ist, hier zu liegen und sich meine Gedanken anzuhören. Trotzdem war auch Giitha etwas Besonderes. Denn immerhin ist sie unter das lebende Volk zurückgekehrt! Aber wieso nur? Weshalb gerade jetzt? Jetzt, wo einem diese ganze Serie von erwachten Patienten jeden langsam schon merkwürdig vorkam?!

In einem gewaltigen Impuls also fuhr ihr Oberleib nach oben und riß alle möglichen Schläuche und die Beatmungsmaske mit sich. In vertikaler Lagerung aber stieß sie ihre Interpretation der Lösung meines Rätsels aus und federte sofort wieder nach hinten zurück, weil ihre zurückgebildete Rückenmuskulatur sie nicht aufrecht zu halten vermochte. Kurz bevor sie wieder nach hinten schnellte, glaubte ich noch zwei große, offene, ängstliche Augen zu sehen. Im Liegen wimmerte sie nur noch.

Wieder einmal war ich nur der Beobachter. Und wieder einmal kam ein Arzt, ein paar Pfleger, um sich ihrer

anzunehmen. Mich bemerkte man schon gar nicht mehr. Anscheinend war *das* in letzter Zeit schon zu oft geschehen. Aber als man mich doch befragte, wie das geschehen sein konnte, antwortete ich abermals, daß ich nur geredet hatte. Und zwar allein zu Claire!

Ein paar Minuten, nachdem man mich noch vor Ort zwecklos befragt hatte, erschienen die drei unbekanntesten Gestalten, die doch die ganze Zeit über auf dem Flur gewartet und geredet hatten. Sie stellten sich in einer Reihe vor mir auf und starrten mich hohlsinnig an:

»Wir haben beobachtet«, begann einer der Männer schüchtern und dennoch respektabel: »wie es erneut geschah!«

»Was geschah?« fuhr ich sie gelangweilt an.

»Na, daß durch *Sie* schon wieder eine dieser armen Seelen erweckt wurde – wie durch einen Totenbeschwörer!« Ich fand, daß er sich höchst abscheulich ausdrückte.

»Ich gestehe ein, bei jedem Weck-Vorgang als Einziger, der bei Bewußtsein war, anwesend gewesen zu sein. Doch weiß ich nicht, was das mit mir zu tun haben soll! Ich besuche hier nur meine Gefährtin!«

»Wir glauben, daß Sie die Ursache für all die unerwarteten *Situationen* sind!« setzte die Frau fort und hatte in ihrer Aussage gar nicht so unrecht. Natürlich ist mir schon seit langem aufgefallen, daß in der Zeit meines Hierseins mehr Personen von selbst erwachten, als in allen Jahren zuvor! Logischerweise war *ich* der Grund dafür. Nur wie? Sicherlich würde es mir einer dieser *gelehrten Verschwiegenen* sagen können. Und ich bekam Recht: »Ist Ihnen niemals aufgefallen«, fuhr sie in aller Heiterkeit fort: »daß Ihre Reden und Gebete einen *magischen* Einfluß auf all diese Leute hier haben könnten? Ich bin überzeugt davon, daß Sie alle hier

Ihnen unbewußt zuhören, auch wenn Sie sich alleine glauben! Ich nehme an, der einzige Trost über diesen Schrecken ist die Tatsache, daß auch *sie* es hört!« Sie zeigte auf Claires regungslosen Körper.

»Wer sind Sie?« fragte ich arrogant aber in jeder Hinsicht überlegen.

»Ich ... bin Marie. Und das ist ein Freund. Und das mein Mann.«

»Ihr Mann? Das klingt mir zu sehr nach *Besitz*, als daß es Liebe sein dürfte! Ich finde es geradezu lachhaft, wenn man immerzu dieses besitzanzeigende Wort gebrauchen muß, um seine Liebe zu jemanden zum Ausdruck bringen zu wollen. Pure Ironie, daß man es gerade damit nicht tut! Denn in einer wahren Liebesbindung spricht man nicht von so etwas wie *personeller Beanspruchung*, sondern eigener Hingabe! Und überhaupt ... : wieso spricht man überhaupt immer von *Mann/Frau, Freund/Freundin*? Ist man heutzutage unfähig, die Glücklichkeit zum geliebten Wesen mit einem Synonym des *Gefährten* zu assoziieren? Ich finde, daß das viel deutlicher darauf hinweist, daß man den Lebenszweig gemeinsam zu begehen wünscht! Der Ausdruck *Ehegatte* bedeutet zu heutiger Zeit sowieso nichts mehr. Er ist schneller vergessen, als die geworfenen Punkte beim Dartspiel, letzten Freitag! Und dann ist da noch die Sache mit der Eifersucht, ihr Unwissenden: glaubt ihr wirklich, ich sey nur deswegen hier, weil ich gerne Geschichten erzähle? Oder bei meiner *Gefährtin* sein will? *Nein!* Und wißt ihr auch, warum? Weil ich hier bin, um mit meiner Liebe zu erreichen, daß sie von ihrem Zustand wieder loskommt! Also, ihr komischen Typen: kommt uns ja nicht zu nah! Was wollt ihr überhaupt?«

Sogleich traten sie zurück und wirkten nun durch meine Ausführungen irgendwie nervöser. Ich mochte die Drei schon von Anfang an nicht. Trotzdem hatte ich mich bislang nicht als *Wunderheiler*, sondern aggressiver Irrer vorgestellt, und ich fragte mich, ob das richtig sey. Doch was sollte dieser verbale, wenn auch nicht hörbare Zwist in mir? Meine einzige Bestimmung, die mich lebendig hielt, (oder vielleicht selbst nur vor dem Tod bewahrte?) war die Hoffnung, daß Claire erwacht. So wie all die anderen Glücklichen hier! Warum erwachten *sie* und nicht *sie*?

Was aber bedeutet *Hoffen*? – Etwa gegen das ankämpfen, das der Tod persönlich verursacht hat?! Hatte sie es wirklich verdient? Denn im nachhinein betrachtet kommt es mir wie ein witzloses Spiel vor, das man mit uns trieb: Wir haben uns niemals den Tod herbeigewünscht, und doch kam er. Ich wollte mich niemals an einem Krankenbett sehen, an der Seite meiner Gefährtin; und doch bin ich hier. Mit meiner Vernunft und diesen drei Trotteln, die überhaupt nichts in ihrer *Schaulust* begreifen! – *Wir denken, du bist der Grund für die Erwachten!* Ha! Mir wird übel, wenn ich mich so denken höre! Als ob es nichts Wichtigeres gäbe, als *die!* Ich bin aus Liebe hier! Aus Liebe!

Es war nicht recht, daß es Claire so hart traf. Pure Ironie, daß sie nicht am Rauchen oder übermäßigen Drogenkonsum, bei einem Herzinfarkt beim geilsten Koitus oder einem Hirnschaden durch Fernsehen und Mobiltelefone *starb . . .*, sondern durch die zufällige Begegnung mit *dem Tod*. Total irre, diese Ansicht!

Manchmal glaube ich, wir leben in einer absolut verrückten Welt. Und ich bin der Faktor darin, der am normalsten scheint: Die Null – wodurch die Gleichung gelöst wird. Hört

wirklich niemand meine Lehren? Erkennt man nicht, daß es kaum ein Aspekt des Interesses, sondern eher eine Bedingung des Überlebens ist, mich anzuhören? Zu lernen?!

Warum gibt es Menschen, die ihren Müll auf die Straße werfen, unfähig den winzigen nächsten Schritt zu denken, um festzustellen, daß der Abfall sich bei wiederholter Missetat türmen wird?! Nicht *könnte*, sondern *wird*! Warum fangen Kinder immer wieder aufs neue mit dem Rauchen an, wo es doch abartig und stechend stinkt, teuer und tödlich ist? Warum erkennt man hier die Gefahren ebensowenig wie beim Extremsport? Wieso produziert man Waffen, wenn jeder für Frieden stimmt? Wieso knüpft man nicht Mörder und Vergewaltiger sofort auf, sondern schickt sie in nutzlose Therapien? Weshalb ficken sich arme Familien zwanzig Kinder zusammen, wenn sie wissen, sie nicht ernähren zu können? Warum rodet man den Regenwald? Warum tötet man seltene Tiere, wenn es sie fast nicht mehr gibt? Wieso fährt man zur Unterhaltung mit Rennwagen, startet Kunstflüge, Feuerwerke, läßt olympische Feuer oder ewige Grabfackel brennen; Kerzen in Kirchen, die zwecklos sind; oder verbrennt und sprengt Gegenstände in Filmen (wo ist das Theater verblieben?), wenn doch der Vorrat an Erdressourcen gering ist? Wieso nur?? – *Weil der Mensch ein Idiot ist!*

Meine Mutter antwortete mir auf diese Fragen einmal mit einem naiv-lächerlichen »Weil die Welt nun mal so schlecht und ungerecht ist!«. Denke ich heute darüber nach, wolle ich am liebsten kotzen! Des Menschen erbärmliches Geschick dürfte niemals angepriesen werden!

Doch genug davon. Noch immer standen die durchsichtigen Drei da und grübelten, was ich dachte. Als ob sie es

jemals nachvollziehen könnten! Ha!

Viel zu tief und innig saß der Schmerz und jede Erinnerung daran, was der personifizierte Tod uns angetan hatte. Und da er praktisch überall auf der Welt ist, ständig, bleibt er unantastbar und kann sich somit stets einer Strafe entziehen. Ich respektiere zwar die Gesetze der Natur, die den Tod einschließen . . . , aber Haß, der nicht mit Rache gestillt werden kann, ist schrecklich.

»Nun ja. Eigentlich sind wir gekommen . . .«, unterbrach mich die Frau im Denken.

»Was wollen Sie denn nun?? Sieht man denn hier jemanden, der noch lieber ungestört sein will?«

»Eigentlich fordern wir nichts. Nur die Beobachtung ist für uns wichtig«, setzte *ihr* Mann fort und der andere schloß an: »Theodrada hat uns geschickt. Sie berichtete von Ihren eigenartigen Fähigkeiten, von denen wir uns wiederum überzeugen wollten. Erfolgreich, wie man sah! Theodrada war . . . in ihrem *früheren Leben* bei einer großen Zeitung als Reporterin tätig. Ständig nur damit beschäftigt, Wahrheiten zu verschlüsseln, sodaß man sich täglich aufs neue seine *Pseudo-Wahrheit* zusammenpuzzeln kann. Jedenfalls konsultierte sie uns und berichtete von Ihrer wunderbaren Heilung.«

»Ich habe schon Ihr Anliegen verstanden«, kehrte ich mich betrauert ab: »Aber Ihr Wunsch nach Informationen macht mein Herz krank und faul. – Ein Gefühl wie Eifersucht. – Ich spüre, daß niemand vor mir steht, der liebt, sondern nur welche, die nach den Gesetzen gesellschaftlichen Konsums streben!«

»Wie können Sie sich dessen so sicher sein, arroganter Kerl?!« platzte er heraus.

»Arroganz kann man sich leisten, wenn man überlegen ist. Und mein Wissen über die Liebe, ihre urtümlichste Philosophie, macht mich sogar gegenüber der Welt erhaben! Und ferner lassen mich meine angespannten Emotionen, körperlichen Disziplinen und auch mein tatkräftiges Willenspotential zu einer Gefahr für Sie werden. Ich empfehle zu verschwinden!«

Wortlos und im enttäuschten Blick traten sie ab. Als auch noch der letzte Flecken ihrer wahllosen Identität hinter dem Türbogen verschwand, flüsterte ich den Ungeliebten nach: »Geist, vergehe!«

Es ist keine Intelligenz, wenn man sich zu Dingen äußert, die schon existieren, oder irgendwo abrufbar verzeichnet sind. Ebenso ist es keine Kraft, wenn man seine irdische, auf Naturgesetzen basierende Stärke durch Gesten und Machtattribute zur Deutung bringt. Wahre Intelligenz ist es hingegen, neues Leben zu schaffen, in Harmonie zu leben und die Romantik betreffend: Die Erhabenheit seiner Liebe gewählt auszudrücken. Wahre Stärke dagegen bedeutet nur, wenn man den Mut hat, die Liebe zu einem anderen Lebewesen zu gestehen. Und das auch nur, wenn diese Liebe aufrichtig gemeint ist.

Ich habe mich damals zu diesem Glauben bekehrt. Und sie ebenso. Doch jetzt stehen in ihrer Gestik ein Leiden, Schmerzen und verkehrte Hoffnung. Beute läuft ängstlich durch die Nacht und erwartet den Tod. Eine junge Frau ertrinkt in reißenden Fluten, hilflos und allein; ein Soldat wird angeschossen und stirbt in den Armen seiner Kameraden: zwar nicht allein, aber auch unter Männern nicht wirklich betrauert. – All das sehe ich in Claires Augen. Und alles, was mir dazu in den Sinn kommt, ist die Beendigung

jenes ungerechten Leidens: Einerlei hoffe ich darauf, daß sie aus dem Koma erwacht; andererseits wünsche ich, ihren langsamen Tod zu beschleunigen. Mit Sterbehilfe.

Ich rufe mir dazu stets den Vergleich eines Insekts, vielleicht eines Grashüpfers, der beispielsweise durch den Reifen eines Fahrrads halb zerquetscht wurde, herbei. Ich weiß um das unsagbare Leiden des Organismus und die Sicherheit, daß es sterben muß. Also würde ich immer sein Leiden mit einem einzigen festen Tritt meines Stiefels beenden. Aber auf Claire – trotz aus ähnlichem Motiv heraus – kann ich weder treten, noch ihr Leben mit einem Mal beenden. In jeder Hinsicht hätte sie zumindest eine kurze Zeit zu leiden! Und anders als bei dem halben Grashüpfer, besteht bei ihr zumindest noch die kleine Chance, daß sie wieder erwacht!

Demnach wäre die Idee der Sterbehilfe völlig absurd! Aber wenn aus Hoffnung Ehrfurcht wird, was wird dann aus Verzweiflung? Es gab für mich auch schon früher Tage, an denen ich nicht weiterwußte. Doch glaubte ich niemals, daß es eine Steigerung dessen geben könnte! Was verbleibt mir nun zu tun?

Man gesteht sich allein deshalb so selten Fehler ein, weil man sich kontinuierlich besser fühlen will. Meistens wird man von Fehlern durch andere benachrichtigt, und entsprechend gedemütigt. Ich selbst könnte niemals gedemütigt werden. Viel zu stark ist mein Selbstbewußtsein! Und viel zu viel Unbarmherziges habe ich durchlebt!

Mein Leben ist bislang wundervoll und wie im Traum verlaufen: als hätte mich mein Gewissen – der Saphiransheril, der manchmal auch als die unerwartete Person in einem Traum gedeutet wird – über all die Jahre zu führen gewußt! Ich bin auf all das stolz, was ich bin. Und ebenso bin ich

stolz auf all das, was ich nicht bin. Somit ergibt sich nur ein Erscheinungsbild, welches gleichsam ein Unikat darstellt: ich selbst als Gebilde im Universum. Aber ich denke, das, worauf ich am stolzesten sein kann, ist die Tatsache, daß ich mit Claire niemals in Streit geriet.

Angesichts dieser Erkenntnis beugte ich mich abermals zu ihr hernieder ans Bettende und flüsterte ihr liebe Worte ins Ohr. Klar war mir dabei nicht, ob sie diese vernahm. Anschließend legte ich mich neben sie ins Bett und preßte mich an sie, so wie es sehr lange Zeit unser Brauch vor dem Zubettgehen gewesen ist. Tatsächlich handelte ich so, als wären wir intim gewesen.

Nach ein paar weiteren Tagen war es wieder einmal so weit. Ich entschloß mich zu einer erzwungenen Heimkehr, um meiner Körperhygiene nachzukommen. Für einen externen Beobachter wäre aber unverkennbar gewesen, daß ich mich verändert hatte – und zwar zum Negativen hin.

Da war einerseits meine erhöhte Reizbarkeit (ich verursachte auf meinem Heimweg fast noch einen Autounfall!), die aber weder aus Schlafmangel entstand noch aus beengendem psychologischen Streß. Für mich ist *das* Letzte aber nicht gleichbedeutend derjenigen Ursache, die ich zur eigentlichen Verantwortung meiner Mißstimmung zog: *Das* war nämlich der schiere Wahnsinn, der mich nach außen hin entstellte und gleichgültig sowie gefällig wirken ließ. Hinzu kam neben der zuletzt erwähnten Gefühlsunstimmgigkeit die Trostlosigkeit darüber, an meiner verzwickten Lage nichts ändern zu können: Es ist eigentlich immer diese Segmentierung einer Not: Die Not an sich, und die Unfähigkeit, dieser Not nicht zu entgehen. Bestünde das Zweite nicht, wäre es keine Not!

... Und so verging ein ganzer Tag, den ich für den Versuch einer geistigen Regeneration vollständig ausreizte, ehe ich wieder mit frischen Erwartungen zum Krankenhaus zurückkehrte. Unerwarteterweise ergab sich eine lange Warteschlange an Autos vor dem Parkplatz, weiterhin ein elend-träger Strom an Besuchern, deren scheinbar einziges Interesse darin bestand, Zugang zu jener Etage zu erlangen, auf der auch meine komatöse, geliebte Frau Patientin war.

Da der Fahrstuhl stillgelegt wurde, versuchte ich mein Glück bei den Treppen, doch auch das Treppenhaus war an Leuten so überfüllt, daß ich etwa eine viertel Stunde allein dafür benötigte, überhaupt meine erwünschte Etage zu erreichen! Natürlich sorgte ich mich um Claires Wohl, denn ich schloß einen direkten Zusammenhang zu dem Menschenandrang nicht aus. Als ich endlich den Zugang zur Etage erreichte, bemerkte ich eine polizeiliche Absperrung und zwei eifrige Beamte, die fast hoffnungslos versuchten, die drängelnde Menge zurückzuhalten. Am meisten hörte ich sie etwas von *Pressefreiheit* schreien, sodaß ich mich nur umso mehr beeilte.

Wie zu erwarten, wurde auch ich vorerst zurückgewiesen, bis ich mein Anliegen beteuerte. Als sie von meiner Identität hörten, ließen sie mich unter derjenigen Bedingung passieren, sich meine Personalien zeigen zu lassen. Das geschah. Trotzdem war ich einigermaßen verwundert, da die beiden im heimlichen Zugestehen zu wissen schienen, wer ich bin, und ich allein aus diesem Grund das Privileg besäße, durch ihre Absperrung hindurchzutreten.

Wie es sich auch immer verhielt: Rasch lief ich zu Claire, um ihren Zustand zu prüfen, der aber leider unverändert gewesen ist. Gerade wollte ich es mir wieder heimisch ma-

chen, da erschien eine der Stationschwwestern und bat mich, ihr zu folgen, was ich gehorsam tat. Ich hoffte dadurch etwas über den auswärtigen Tumult zu erfahren. Sie brachte mich zu Dr. Schweigert, der mich sogleich ungeduldig mit einem Handschlag begrüßte: »Wo sind Sie denn nur gewesen? Wissen Sie, was hier los ist?« Ich wollte und konnte darauf nicht antworten.

Anschließend nahm er mich zu einer Privataudienz mit in sein Büro, wo er mir einen Stuhlplatz anbot. Sofort begann er zu schwatzen: »Die Presse und all die abergläubischen Trottel rennen mir die Tür ein – und schuld daran sind allein *Sie!* Ich meine: Im Grunde habe ich ja nichts dagegen, daß meine Koma-Station nicht mehr so überbelegt ist wie vorher.«

»Was meinen Sie?« fragte ich gutwillig.

»Kurz, nachdem Sie hier vor zwei Tagen gingen«, betonte er eindringlicher: »ungefähr eine halbe Stunde danach oder so, ist wieder ein Patient erwacht, der seit vier Monaten hier stationiert gewesen ist. Und alles, was er sagen konnte, war: *Ich habe es gehört! Ich habe gehört und bin den Rufen gefolgt!* Blabla. Was soll man nur dazu sagen?«

»Nun ... «

»Und damit nicht genug! Denn wegen des Alten sind die Pressefritzen hier nicht erschienen! Wie Sie sich denken können, bewahren wir Diskretion, was die Angelegenheiten auf dieser Station betrifft! Wie also sind *die* auf die ganzen, merkwürdigen Vorfälle aufmerksam geworden, welche sich seit der Einlieferung ihrer Frau ereigneten? Und auch das kann ich Ihnen beantworten!«

Er knallte mir eine Zeitung vom Vortag auf den Tisch und wies mit dem Zeigefinger auf einen Artikel hin, den

ich unbedingt lesen sollte:

Die heiligen Worte des Hank Cure

Liebe Leser, ich habe es am eigenen Leib erfahren. Bis vor Kurzen habe ich mich selbst noch in der todesnahen Wiege des Komas gewußt, doch sobald dieser Mann (Hank Cure) seine Gebete für seine Liebste sprach, ward auch ich gerufen und erwacht. Und dabei waren seine Worte nicht einmal nebensächlich an mich gerichtet, sondern über all die Tage nur direkt an seine Anvertraute! Es war, als hätte man einen Totenbeschwörer auf einen Friedhof gelassen, und er lockte die Scheintoten aus ihren Gräbern.

Ich, werte Interessenten, bin nur eine von insgesamt fünf Menschen, die zuvor einem unheilbaren Koma zugesprochen gewesen sind und für die keine Hoffnung bestand. So glaube ich, daß es nur gerecht wäre, wenn sie alle diesem wundervollen Mann begegnen, dessen glorreiche Epoche der unnatürlichen Erweckungen gewiß noch nicht vorüber ist.

Nur eines hat er paradoxerweise bei all seinen Wundern nicht geschafft: Diejenige zu erwecken, an die all die Worte eigentlich gerichtet worden sind.

»Diese Närrin!« stammelte ich dahin und gab die Zeitung wieder zurück.

»Ja, genau!« wurde ich sogleich bestätigt: »Durch ihr *publizistisches Talent* hat sie es nicht nur geschafft, diese Station durch die Anlockung unzähliger Schaulustiger, Kirchengänger, Fernsehleute, sogar der verdammten UFO-Gläubigen lahmzulegen, sondern auch in strengen Mißkredit zu bringen, da bei uns haufenweise Anfragen von Angehörigen eingingen, die ihre sich im Koma befindlichen Verwandten hier zu uns verlegen lassen wollen. Die denken, daß *Sie* der große Heilbringer sind! Die glauben wirklich *alle*, daß Sie ihnen helfen würden! Aber ich kann weder alle Anfragen für Verlegungen bestätigen (auch wenn jetzt einige Betten frei geworden sind), noch kann ich Ihnen den Besuch ihrer Gefährtin verbieten oder sie und *Sie* komplett der Station verweisen! Das wäre einfach nicht gerecht!«

»Korrekt«, sah ich ihn scharf an. Um nichts in der Welt hätte ich eine Verlegung geduldet: »Sind Sie tatsächlich der dargestellten Überzeugung, daß ich der *große Wunderheiler* sey? Meinen Sie, eine so große Menge an schaulüsternden Leuten könnte sich irren?«

»Irren ist menschlich.«

»Das ist richtig«, sagte ich beglaubigt und stand auf. »Doch wenn man unfehlbar sein will, muß man lieben!« Und dann ging ich wieder zu Claire zurück.

6 Pfefferstreuer

Unterwegs hatte ich mich geärgert, daß mir dieser Quacksalber, auch wenn er sich einsichtig verhielt, so viel zum Nachdenken gegeben hat. Könnte es eine Wirklichkeit geben, die sich nicht auf die Unvollständigkeit und Ignoranz von ganz

gewöhnlichen, aber äußerlich nur hochdegradierten Menschen bezieht? Würde ich eine solche Welt mit derjenigen, am Verständnis dieser Welt *gescheiterten* Claire verleben dürfen? Ich bin der Überzeugung, daß die Antwort – egal bei welcher Art von Lösung – ohnehin schon immer *nein* geheißen hat, und daß ich daran ebensowenig ändern könnte, wie ich daran Schuld war, daß das Wasser im Ozean Salz enthält.

Warum nur – so stellten sich jetzt jene weiträumigen Fragenkomplexe – hat es Sinn ergeben, daß die an Claire gerichteten Gebete zur Wiederauferstehung bewirken, daß *nur* irgendwelche Fremden zu sich kommen, Claire aber unbetroffen ist?!

Solange ich Claire liebe, verhält es sich so, daß ein normaler Mensch nicht sonderbar sein, sondern ein nunmehr Ungewöhnlicher seine Ungewöhnlichkeit zeigen will. Doch jetzt ist es der Liebeskummer – diese *höchste* Abart der Trauer –, die mich knackt. Ich habe solch' große Angst, daß mein Glauben mich nicht zusammenhält, sodaß ich bereits bedauere, nicht die Wahrsagerei erlernt zu haben, um jetzt in die Zukunft sehen zu können. Was nur, wenn ich am Ende alleine dastehe, weil ... Claire gestorben ist?! (Was für ein schrecklicher Satz, der es absolut wert ist, wieder getilgt zu werden!) An wen soll ich mich dann noch halten? Schon jetzt hasse ich die Zukunft: Ich stehe in einer dämmernden Gegenwart und der Horizont ist schwarz. Ich habe zwar niemals erwartet, ein *schwarzes Leben* zu führen, aber auch niemals mir gleichartiges selbst prophezeit.

Da knie ich Fanat nun und kann mich vor Selbstmitleid nicht mehr retten. Angst und Schuldgefühl sind ein wahrhaft ertragreicher Mix, wenn es darum geht, den Eigenhaß

auf die Spitze zu treiben!

Zu ahnen, daß mich die Zuversicht einholen wird, die mir gebietet, zu vermuten, was längst offensichtlich scheint, dabei aber keineswegs weder einerseits den freien Gedankenfluß beeinträchtigt, noch die Erhabenheit der Dinge an sich beziffert, noch in Verschlagenheit mir nennt, was mich erpressen kann, ist keineswegs so leicht zu erdulden, wie der Schmerz eines abgetrennten Fingers oder die Trauer über den Verlust einer alles erklärenden *Weltformel*. Auch wenn ich weiß, daß mich die Liebe zu Claire ohnehin bereits der unendlichen Betrachtung so nahebringt, wie die Betrachtung durch die soeben erwähnte *Weltformel*. Doch selbst das scheint nicht der Abschluß meiner Überlegungen zu sein!

Wie habe ich es gehaßt, dieser gewissenlosen Existenz ausgeliefert zu sein, ohne die Scheu meiner eigenen Justiz zu überwinden! Plötzlich ließ ich die gesamte Menschheit Schuld daran haben, was mir widerfuhr, dabei passiert das sicherlich tausend Leuten täglich. Soll ich denn sagen, daß meine Situation schlimmer ist als die eines vierjährigen Knaben, der irgendwo in der Kälte eines Entwicklungslandes verhungert? Bei Therak, das könnt' ich nicht. Doch so hart es klingen mag, und obgleich ich *es* nicht sagen kann, so fühle ich dennoch auf diese Weise.

Falls es einmal dazu kommt, daß sich die Gesellschaft für das, was mich innerlich tötet, zur Rechenschaft ziehen läßt, und sich eines Tages der Wind zugunsten der Liebe drehen wird, so werde ich nur ein Blatt im Sturm sein.

Ich trat in meinen Traum ein. Nach weiteren sechs Stunden neben ihrem Krankenbett konnte ich gar nicht anders als mit Schlaf reagieren. (Sogar der Tumult draußen im Trep-

penhaus war abgeklungen.) Es war gewiß nicht so, daß ich mich aufgrund ihres unveränderten Anblicks gelangweilt hätte; ich glaubte, nur einfach erschöpft gewesen zu sein. Eine Zeitlang war ich der Meinung, daß eine von einem Liebestraum durchflossene Nacht zuvor geplant werden müsse, für einen normalen *bürgerlichen* Traum jedoch ein anstrengender Tag gereiche. Ich denke, diese Aussage modifizieren zu müssen. Wenngleich auch dieser Liebestraum eine reale Verbindung zur Auswertung der gesammelten Daten über die Person, die man liebt, darstellte, brauchte ich doch recht lange, die merkwürdigen Details und außergewöhnlichen Impressionen zu entschlüsseln: Wieder befand ich mich in dieser Geistesfiktion auf einem schmalen, dunklen Flur. Daß die rechts und links liegenden Zimmer abgeschlossen waren, wußte ich bereits, ohne diesen Sachverhalt zu überprüfen. Meine Interpretation belief sich auf die ausgeschöpfte Auswahl an Optionen, meiner Geliebten zu helfen. Nur im letzten Zimmer brannte ein Licht, doch als ich mich näherte, sprang die Tür zu und der Sensenmann, der am anderen Ende des Flurs lächelte, winkte mir mit dem Schlüssel für diese Tür. Ich rief: »Soll das bedeuten, daß im Tod meine Lösung zu finden ist?«, doch er antwortete nicht. Mich zürnte es, so unbefriedet abgetan zu werden, wo es doch um eine so bedeutende Sache ging. Erstaunlicherweise spürte ich gleich einem externen Besucher, wie meine Wut immer mehr und unkontrollierbar anschwell, bis ich mich letztlich *auflöste*, so schemenhaft das auch klingen mag. Doch dann ... erschien Claire.

In meiner Form als *Besucher* nahm ich sie sofort wahr, rannte auf sie zu, sprach sie an. Doch ebenso hätte ich mit einer grünen Hecke reden können. Die hätte wenigstens

nicht an meinen *explodierten* Überresten geweint und mir noch mehr Schuld eingeredet, ich hätte nun auch noch zu verantworten, daß es ihr im Traum schlechtginge. Trotzdem war es für mich die einzige Vision seit langem, in der ich sie einmal in Bewegung verfolgen konnte. Eine ungemeine Befriedigung, wenn auch auf surrealer Basis.

Schweißgebadet erwachte ich des Nachts. Links neben mir die blinkenden Kontrolleuchten des Überwachungsapparats vom Bett, rechts die hell erleuchteten Scheiben zum Flur. Jene ganze Unbändigkeit, die mich zur Zeit entmannte, war still und trocken auf meiner Haut gelegen, sodaß ich glaubte, sie würde sich einerseits wie trockenes Pergament abblättern, andererseits wie der dick-geballte Schweiß, der beim Saunieren entsteht, an meiner Haut erbarmungslos festheften, nur um dem Gepeinigten (nämlich mir) zu demonstrieren, wie niederwürdig, untätig, hilflos und verloren ich sey. Ich schlußfolgerte in der Frage: *Disziplin zählt so sehr zur Stärke, wie die Verborgenheit zur Liebe. Wahrheit oder Ironie?*

Nur langsam fand ich den verdunkelten Weg entlang den Bettskeletten bis zum Flur, wo ich mich direkt zum Süßigkeiten-Automaten begab und in meiner Hand ein paar Münzen hielt, um zu prüfen, ob es für diese oder jene Leckerei reichen würde. Es war seltsam, aber genau in diesem urtypisch-simplen Moment kam in mir die Frage auf, ob es möglich sey, daß ein Mensch mächtiger als ein Gott sein könne. Und dazu fiel mir eine Geschichte aus meiner Studienzzeit ein, die diese Frage eindeutig bejaht!

Damals saß ich als Hörer in einer Vorlesung, in welcher einer der Studenten einen Vortrag darüber hielt, ob es ethisch gerechtfertigt sey, den Einsatz von molekularbiologisch be-

einflußten Mitteln zur Bekämpfung von Krankheiten zuzulassen. Nun hatte sein Vortrag geendet und die Debat-
tierrunde begann. Nur einer der Gastprofessoren verhielt
sich gegenüber den dargestellten, geordneten, weder wider-
sprüchlichen noch anzuzweifelnden Motiven aggressiv:

»Sie können sich doch nicht ernsthaft in die Angelegen-
heiten der von Gott bestimmten, natürlichen Geschehnisse
einmischen wollen!« Seine erkaltete Haltung schien suspekt
und äußerst religionsbehaftet, wodurch sich der gescheite
Student aber nicht beirren ließ:

»Ich nehme an«, argumentierte er in seiner Antwort: »daß
Sie dabei von dem den Christen heiligen *Gott* sprechen?«

»Ja, natürlich!« entgegnete der Gastprofessor gedanken-
los.

»Dann möchte ich Ihnen jetzt zeigen, daß ich doch gewillt
bin, in das *Handwerk Gottes* hineinzupfuschen! Ferner will
ich *beweisen*, daß meine Macht der ihres *Gottes* überlegen
ist!«

Der ganze Saal lachte und selbst ich in meiner sonst so
unausstehlichen Besonnenheit konnte ein Grinsen (ein neu-
gieriges Grinsen!) nicht unterdrücken. Als einige im Bann
ihrer ausgestrahlten Lächerlichkeit bereits zum Gehen, rief
der vorne stehende Student: »Wer jetzt geht, zeigt nur, daß
er Vorurteile hegt.« Fast alle von ihnen setzten sich in Scham
errötet wieder auf ihren Platz.

»Dann will ich nun zu dem Experiment kommen, um zu
beweisen, daß ich mächtiger als Gott bin!« – Er schritt ganz
nach vorne zu einem Tisch (ständig verfolgt von *allen* Au-
gen!), kramte aus seiner Tasche einen Pfefferstreuer hervor
und stellte ihn mitten auf den Tisch. Dort ließ er ihn einige
Sekunden lang verweilen, dann rief er einfach in die Luft,

mit weit voneinander gestreckten Armen: »Gott, oh, großer Gott: Laß mich deiner Anwesenheit teilhaftig werden, und bewege mir diesen Pfefferstreuer!« – Natürlich passierte gar nichts.

»Und nun kommt *meine* Gelegenheit«, sprach er wieder und schob den Streuer mit dem Zeigefinger seiner rechten Hand ein paar Zentimeter über die hölzerne Tischplatte.

»Das ist doch absurd! Natürlich kann sich Gott nicht für jede uninteressante Lappalie herabbegeben, nur um so einen unwichtigen Gegenstand zu bewegen!« Mit ihm lachte die Gruppe um ihn herum. Aber der Student trat näher.

Erzürnt waren seine Worte: »Wenn ich richtig in der Annahme gehe, daß sich Gott *stets überall um uns herum* aufhält, *allmächtig* ist und ständig *alles tun kann, was er will*, so wie er angeblich tausendfach in jeder Sekunde neues Leben überall auf der Welt hervorbringt, dann sollte ihm doch sehr daran gelegen sein, auch die letzten seiner *gläubigen Anhänger* von seiner bloßen Existenz (noch nicht einmal der Gegenwart seines Schaffens) zu überzeugen, noch ehe er ihren Glauben gänzlich verliert – vor allem in der heutigen Zeit!« Mit diesen Worten verstummte auch die Anhängerschaft des lachenden Professors.

»Doch lassen sie uns ein weiteres Experiment erbringen, um zu beweisen, daß *ich* mächtiger bin als *er*! Geben wir *ihm* eine zweite Chance!«

Er trat daraufhin in ein Hinterzimmer und kam wieder hervor mit einem jungen Mädchen an der Hand, die seine Assistentin und zugleich Freundin darzustellen schien. Sie sollte sich rücklings an die Tischkante lehnen, die Hände stützte sie daran auf, und der Student trat vor sie und rief erneut in den leeren Raum: »Gott, oh, großer Gott, der

doch alles Leben auf der Welt hervorbringt! Ich bitte dich: Befruchte diese Frau!«

Großes Entsetzen tat sich in der Menge breit, doch abermals passierte freilich nichts. Selbst die hemmungslose Freundin, die wartend auf der Tischkante stützte, blickte gelangweilt und gespannt zugleich in die Luft, wohl wissend, daß nichts dergleichen passieren *kann*! Und abermals wiederholt der Student seine Worte: »Und jetzt *meine* Gelegenheit!«, woraufhin er seine Hose entfernt, ihr den Rock und den Koitus (im Augenblick aller Öffentlichkeit) mit ihr betreibt. Die Menge gibt sich wie erwartet fasziniert, schiebt aber den *Schock* über diese *plötzliche Untat* als Entschuldigung vor, auch weiterhin sitzen zu bleiben.

Nach ein paar Minuten voller Leidenschaft, in denen es immer wieder zu Geschrei wie »Ich bin mächtiger als Gott« kam, läßt er von ihr ab und geht auf den zweifelnden Gastprofessor zu. Vor ihm bleibt er stehen, den erregten Penis ihm noch zugewendet und brüllt: »Sollten Sie jemals wieder an der Ernsthaftigkeit meiner Impressionen Zweifel hegen, werde ich Sie schlagen, bis Sie nicht mehr sicher sind, männlichen oder weiblichen Geschlechts geboren worden zu sein!«

Unterrichten durfte er natürlich niemals wieder, aber wenigstens stand er zu der Ehrlichkeit seiner Überzeugung.

Ich, vor diesem lächerlichen Süßigkeiten-Automaten stehend, habe nun die gleiche Wahl zu treffen. Dabei weiß ich, daß – je offener, ehrlicher und ernster man jemandem etwas entgegenbringt, desto einfacher ist es für diesen, darauf zu reagieren. Beginne ich beispielsweise (nur fiktiv) jener Person, in die ich mich verliebt weiß, sinnloses Gebrabbel von undefiniertem Gehalt und Wortbau vorzutragen, könn-

te sie niemals ergründen, was ich von ihr verlange. Sage ich jedoch deutlich zu ihr, daß ich sie liebe, für die einzige Mutter meiner Kinder halte und mit ihr die restliche Zeit meines bescheidenen Lebens zubringen möchte, kann sie sich augenblicklich vorstellen, worauf ich hinaus will und sich aller Unsicherheit abgekehrt entsprechend einrichten. Das und eine ähnliche Verhaltensweise waren schon immer meine Methode, neue Bekanntschaften zu schließen. Aber jetzt – wo ich mich im Status der Liebe befinde – ist das bedeutungslos für mich und – falls es Claire irgendwie wahrnimmt – auch für sie. Es geht nun darum, neue Taktiken zu ergründen, neue Weisen zu entwickeln, um der gegebenen Gefahr und Einsamkeit zu begegnen.

Und auch habe ich stets in ehrlichen Motiven gehandelt; habe meine Gefährtin nicht ausgewählt, weil sie reich ist oder vollbusig, oder weil ich gerade geil auf Geschlechtsverkehr gewesen sey, und mich nun – nach Veraschung meiner Geilheit – damit *abmühen* muß, das ich begann!

Nach dieser Überlegung steckte ich Geld in den kleinen Schlitz seitlich am Automaten und drückte frustriert die Symbolkombination 4-K, um einen Schokoriegel zu erhalten, den ich mir ebenso lustlos in den Mund schob, wie ich gleich einem dummen Labortier zum Erhalt einer Belohnung die Tasten gedrückt habe.

Mein Schritt war öd und tot, als ich durch die Flure wandelte; das Knacken der Nüsse im Schokoriegel hallte durch die Räume und belebte die Leere ein wenig. Nur nicht in meinem Schädel, denn hier hatte ich Kopfschmerzen. Vielleicht war das der Grund, weswegen ich auf einmal den Umriß einer Figur am Ende des Flures ausmachte. Die Figur rührte sich erst nicht, ging dann bei meinem Nahen in einen

der seitlichen Flure weg. Als sie sich drehte, um die von mir abgekehrte Richtung einzuschlagen, erkannte ich einen wehenden Mantel, den die Figur zu tragen schien. Jedoch befahl mich keinerlei Angst.

Durch meinen gesammelten Erfahrungsschatz und die Eindrücke von Furcht, die ich in der Sorge um Claire erhielt, war es unmöglich, daß eine Gestalt oder Situation irgendeiner erdenklichen Weise mich schaudern konnte. Also folgte ich ihr – wer auch immer es sey.

Nach ein paar flinken Schritten war ich ihr dicht und rief im Rausch: »Ist es tot, dem ich folge?« – Die Figur verharrte augenblicklich, drehte sich aber mir nicht zu. Ich ging vor sie, doch unter der aufgestülpten Kapuze verbarg sich kein Gesicht, nur Leere. Es war weder zu erkennen, welche Materie die Kapuze noch den Mantel stützte.

Unerwartet bewegten sich plötzlich die Unterarme nach oben, und es traten Hände aus der Verdeckung: weibliche Hände! Sie gerieten immer höher und faßten die obersten Zipfel der Kapuze, um das Gesicht zu entlarven. Doch als im Licht des seitlich auftreffenden Mondes bereits Lippen und Nasenspitze aus dem Dunkel der leeren Kapuze zu erkennen waren, ließ *ihr* Handeln ab, so als sey sie durch einen lautlosen Ruf erinnert in ihrem Fortgang durch die Flure. Während ich gelähmt war, wandelte die Unbekannte an mir vorbei und verschwand irgendwo in der Finsternis des Gebäudes.

Ein paar Minuten währte es, ehe ich mich erinnerte, wer ich war, was ich tat und wozu. Die Erinnerung an dieses Erlebnis ward bereits nach den paar Minuten so verblissend schwach, daß ich erstaunt darüber war, überhaupt noch zu wissen, *daß* etwas geschehen ist. Unfähig, diese Sache,

weiterzuverfolgen, ging ich wieder meinen Dingen nach.

7 Begegnung

Die nächsten Tage verliefen so, wie ich es immer schon getan hatte: Ich las am Bett meiner Liebsten aus meinem Leben vor, sprach am Abend Gebete, segnete den neuen Tag und versuchte, sie mit der Festigkeit meines Glaubens wiederzuerwecken. Aber es geschah nichts: Tag um Tag geschah nichts!

Meine Ausdauer dieses Tageszyklus war zwar unerschöpflich, aber mit kommender Zeit drohte ich an Verzweiflung zu vergehen. *Zeit* war ja schon seit Anbeginn meines Lebens mein größter Gegner gewesen und seitdem ich eine Liebesziehung führte, vermochte ich kaum noch der Vergänglichkeit entgegenzuwirken. Wie man sah, auch jetzt nicht.

Wie ich eines Tages an Claires Bett saß, ihre Hand hielt und weinte, trat plötzlich eine der jüngeren Krankenschwestern hinter mich und flüsterte mir zu: »Ich weiß, daß es Dr. Schweigert uns eigentlich strikt verboten hat, darüber – besonders mit Ihnen – zu sprechen, doch kann ich nicht länger Ihr jeder Hoffnung entbehrendes Treiben mit ansehen.«

Ich sah sie scharf und unnachvollziehbar an, und sie sprach fort: »Sie ... ist hirntot. Sie wird nie wieder aus dem Koma erwachen.«

Dann ging sie fort. Sollte die Antwort wirklich so einfach sein?

Mehrere Minuten lang rasselten in meinem Kopf die Gedanken – unaufhaltsam und stumm dachte ich über den

Inhalt und die Konsequenz dieser einfachen Sätze nach. Dann war die Rechenoperation beendet: Vorsichtig erhob ich mich, folgte dieser Schwester bis in einen separaten Raum und stellte sie zur Rede:

»Sind Sie völlig wahnsinnig, mir diese Information vorzuenthalten? Wie lange schon?« brüllte ich forsch.

»Fünf Tage«, besänftigte sie mich emotionslos.

»Fünf Tage?! Fünf Tage«, wiederholte ich leiser werdend: »Seit fünf Tagen ist sie tot. Warum haben Sie mir das nicht gesagt? Zum Zeitpunkt ihres Todes?«

»Wir haben es zu Wochenbeginn zufällig bei einer Überprüfung ihrer Lebensfunktionen festgestellt. Dr. Schweigert hat dann entschieden, sie über die Maschinen *am Leben* zu halten – zumindest was ihren Körper betrifft, weil er wußte, daß ihre Anwesenheit eine positive Publicity bewirkt. Er dachte – wie er es immer tut – nur an sich selbst; und nicht an Ihr Unglück. Nur hätte ich es Ihnen noch länger verheimlicht, wäre ich selbst an moralischer Desintegration vergangen. Es tut mir sehr leid.«

Ich ließ sie los und konzentrierte mich wieder auf mich selbst. Als ob mir ein Unsichtbarer eine Ohrfeige ins Gesicht geschlagen hätte, erinnerte ich mich, daß ich vor knapp einer Woche (nämlich genau fünf Tagen) der gesichtslosen Unbekannten im Mantel begegnet war, und für mich klärte sich der Sachverhalt, daß es nur Claire gewesen sein konnte, die aus der Welt der Lebenden zum *Ort nach dem Tode* gewandelt ist. Der schemenhafte Tod selbst, der es sich zum Paradoxon werden ließ, gleichermaßen in Eindeutigkeit wie auch in Ungenauigkeit aufzutreten, hatte sein Ziel erreicht.

Zurück an Claires Bett stand mir eines deutlich vor Augen und vor der bloß gelegten Seele: Sie ... war nun wirklich tot

– seit Tagen sogar schon, und ich hätte nicht das Geringste dagegen mehr ausrichten können. Die Anwesenheit ihrer toten, ausgeleerten Hülle beschämte mich dahingehend, daß ich ihren jetzigen Zustand nicht zu verhindern vermochte. Ich blickte auf sie herab und hechelte, als hätte jemand ein Loch in meine Lunge gerissen; als fehlte das größte Stück von mir. Dabei spürte ich sogar meine fahle, blasse Haut! Und ich fühlte mich schuldig, nicht mit ihr gestorben zu sein.

8 Welt Zwei

Der beschränkte Trauernde hätte in diesem Ereignis sein Ende gefunden. Nicht aber ich.

Nun gut: Claire hatte also einen Vorsprung von rund fünf Tagen. Aber war es *das*; was man von mir erwartet hatte? Wirklich jenes Szenario, das ich mir in meinem Kopf hunderte Male vorgespielt hatte und sich dabei ausschließlich auf den Inhalt eines Satzes stützte: »Ein weiser Mensch weiß, wann er für die Liebe sterben muß«?

Ist es denn überhaupt von Wert, aus unerschlossenen Idealen wie meinen allein die wahnwitzige Idee aufzubringen, sich so etwas wie eine *Reise in die Totenwelt* vorzustellen? Geschweige denn sie zu tätigen?

Ich wußte, daß es der einzige Weg sey, um Claire *lebendig* wiederzusehen, so widersprüchlich das klingen mag. Und ich wußte, daß ich ihr nur folgen könnte, wenn ich dasselbe täte, wie sie – nämlich zu sterben.

In meinen Selbstmordgedanken war mir meine Umgebung so egal, wie ein zusätzliches Haar auf meinem Kopf.

Nur mein Ziel sah ich unscheu und voller Mut vor Augen.
– Bereit, das zu tun, was vor mir noch nie jemand getan hatte. Es mag sein, daß es vor mir Menschen gab, die aus den gleichen Gründen zu jenem Punkt kamen, an dem ich nun stehe. Und die Wenigsten sind wohl auch noch darauf gekommen, daß es zumindest den Hauch einer Möglichkeit gäbe, der verlorenen Seele zu folgen und sie zu finden. Das einzige, woran ich wirklich zweifelte, war, daß es von denen, die immerhin auf meine Idee kamen, *niemanden* vor mir gab, der bereit war sich für seine Geliebte selbst zu töten.

Aus Sorge resultiert manchmal Wut, aus Wut Verachtung.
– Schon erstaunlich, was man am Anfang und am Ende fühlt! Ich verachte allerdings nicht direkt die Menschheit, sondern nur indirekt: schließlich konnte sie nichts mit dem personifizierten Tod zu tun haben, wenn schon sie seine Stärke speiste. Aber man kann keinen Vorwurf gegen etwas hegen, das man erwartet hat. Und ich wußte bereits mein ganzes Leben, daß ein Tag kommen würde, der mir der Unheiligste im Dasein ist – mein Todestag!

Es wird wohl keinen anderen geben, der von sich behaupten kann, seinen Todestag *überlebt* zu haben. Und so absurd es einem vorkommen wird: Meine letzten dieser Worte dachte ich, da war ich bereits gestorben. Ich habe einfach das Fenster geöffnet und bin hinausgesprungen.

Zu sterben ist nach meinem Befinden noch nicht einmal etwas Besonderes, nur ein Übergang: Etwa wie eine Narkose oder bewußtlos geschlagen zu werden. Man möchte nicht daran denken können – im Angstmoment des Sterbens –, aber man wird die Augen wieder aufschlagen und sich in einer neuen Welt befinden.

Stirbt man *gerade*, wird es mehr oder weniger schnell dun-

kel. Aber eine subtile Struktur wie einen langen Tunnel, der in einem Licht mündet, gibt es nicht. Auch keinen Schnellablauf des Lebens oder Engel, die einem aus der Leiche helfen, und dann mit dir *zum Himmel* schweben – selbst für einen Christen ist das lächerlich kitschiger Blödsinn. Und auch wird man nicht von seinen vorangegangenen Verwandten und Freunden begrüßt: Sonst hätte ich bereits Claire getroffen und nichts mehr zu berichten.

Nein. Diese *andere* Welt ist dunkel. So dunkel, daß man kaum einen Unterschied sieht, sobald man die Augen öffnet. Das ist auch der Grund dafür, weshalb die meisten Menschen keine andere Welt nach ihrem Leben sehen können. Sie ist einfach *zu* dunkel für sie! Und für die, die stets Güte im Leben gezeigt haben (die Besten unter uns!), ist sie gerade einmal so hell, daß man ein wenig sehen kann.

Das Reich, in dem ich erwachte, war trüb und öd. Nicht wie die Hölle oder eine andere Variante davon, sondern ähnlich elend und trist wie in einem nuklearen Winter: Der Himmel verdichtet, Ruinen und tote Körper. Überall, so weit man sehen kann. Eine Sonne ist vergeblich gesucht und die wenigen beblätterten Bäume eines nahen Waldes stehen vollkommen still: Nicht ein Blatt bewegt sich, sodaß diese erschreckende Kulisse an ein angemaltes Bühnenbild aus Holz erinnerte.

Ich weiß nicht genau, ob jeder Verstorbene in *diese* Welt kommt oder sich jeder eine eigene Kreation (nach seinen Vorstellungen) erschafft. Da ich nun aber nur einmal sterben kann und ich nur diese eine (einzige) Identität besitze, war es für mich leider unmöglich, dieser Frage nachzugehen.

Eine Menge Theorien über das Nachleben sind mir schon zu Ohren gekommen, aber keine stimmt auch nur annä-

hernd mit etwas wie *diesem* überein. Es kommt mir wie ein geistreiches Paralleluniversum vor, und erinnerte mich am meisten (ich erwähnte es bereits) an die Erde, nachdem auf ihr ein atomarer Krieg gewütet hatte. Historiker, die vielleicht einmal erfahren werden, was ich dachte, werden mithilfe von Psychologen deuten, daß meine Vorstellung einer atomaren Verwüstung hier und jetzt aus meiner Angst resultierte, etwas Gleiches könnte eintreten, als ich noch lebte. Aber ich sage, daß das nur teilweise stimmen kann: Denn natürlich hatte ich Angst – doch nur, weil ich um das Wohl meiner Claire besorgt war! Außerdem war es keine Fiktion, die ich sah: Es war so real, wie ich tot gewesen bin. Und alles geschah wirklich.

Unzählige Merkmale erkannte ich wieder – es ist wie auf der echten Erde gewesen: Die Schwerkraft war dieselbe, Baumarten waren zu unterscheiden, Wolkenzug zu beobachten. Es lag Geruch in der Luft, der Boden unter mir gab nach und am Leibe trug ich die gleiche Kleidung wie kurz vor meinem Sprung. Ich konnte so weit sehen wie gewohnt, nichts war fremd, nur schienen sich alle möglichen Bilder von Elend, Verwüstung und Tod hier in dieser Wirklichkeit zu vermischen: Etwa so, als hätte man einen Film gedreht, in dem Außerirdische durch eine Polarlandschaft laufen, um einen Pflaumenbaum zu fällen, den sie erst noch finden müssen. Die einzelnen Elemente des Films sind echt und alle *potentiell möglich* in ihrem Zusammenspiel, aber eben zu surreal für mein Verständnis.

Trotzdem fühlte ich mich aber auch nicht schwindelig, krank oder *toter* als zu jener Zeit, als ich mich um Claire sorgte. Um genau zu sein, fühlte ich mich sogar sehr gut erholt und munter. Fast sogar noch besser und *lebhafter* als

in meinem vergangenen Dasein. Doch das war hier! Wie würde es aber bei meiner Suche nach Claire wohl sein? Wem würde ich begegnen? (Über die Frage nach Nahrung und Trank dachte ich gar nicht erst nach.) Wenn man aber keine Risiken im Leben eingeht, kann man niemals Glück *im Leben* finden. Man kann zwar vorsichtig *leben*, wird dann aber auch einsam *sterben*! (Unglaublich, wie verfälscht ein solches, einfaches Sprichwort klingt, betrachtet man seine Situation erst einmal von der *anderen Seite*!)

Es ist mit mir etwas weiteres, sehr Seltsames geschehen, das ich am Anfang gar nicht bemerkt hatte: Ich habe vergessen, wie Claire aussieht. So sehr ich mich auch anstrengte, es gelang mir einfach nicht, mir ein Bild von ihr im Kopf zu projizieren. Alles andere hatte ich im Gedächtnis behalten: die gemeinsamen Erinnerungen, ihren Namen, das Alter und so fort. Aber ein Bild fehlte, was irgendwie mit meinem Übergang hierher in Zusammenhang gestanden haben muß. Doch nun frage ich mich, wie ich Claire finden soll, wenn ich sie nicht mehr identifizieren kann?! Ich tröstete meinen Unmut damit mir einzureden, es würde mir zur rechten Zeit wieder einfallen.

Da schien eine nahe Stadt am Horizont zu liegen – einige verschwommene Gebäude waren ersichtlich. Ich entschloß sie aufzusuchen. Auf meinem Weg dorthin fand ich weder die brennenden Feuer noch Lavaströme, Skelette, Leichenteile, Blut übersäte Felder und dergleichen aus meinen Kindheitsmärchen vor. Tatsächlich war es hier nicht so übersichtlich wie in einer *konventionellen Hölle*, wo man sich allein durch den Ekel des Ersichtlichen vor Augen führen konnte, womit man sich abfinden muß: Jene Welt, die ich gerade durchtrat, war tausendfach unheimlicher – gerade

weil man nicht so viel Erschreckendes sah. Aber ich wußte instinktiv, daß es vorhanden sein mußte unter der Erde oder in der Luft. Es war existent, nur unsichtbar.

Vielleicht war das einer der Gründe, warum sich der Boden rechts und links von mir immer mal bewegte – wie ein ganz lokales Erdbeben, dessen Auswirkungen sich stets auf nur vier oder fünf Meter beschränkten. Die lose, trockene Erde zerrüttete sich jedesmal wie bracher Ackerboden und stets glaubte ich, eine Erdspalte würde sich auftun. Aber das geschah nicht. Stattdessen wirkte es so, als dränge etwas unglaublich Gefährliches von unten durch die Erde, und wäre kurz davor durchzubrechen.

Und dann war da noch etwas Seltsames, das mich zum ständigen, nervösen Rundumblick veranlaßte: Die Blätter jener Bäume, die sich brüsten konnten, noch vereinzelt welche von ihnen zu tragen, schienen mir *aktiv* ihre flache Seite zuzuwenden: War ich von einem solchen Baum noch weit entfernt, sah er normal aus, doch ging ich dann vorbei und sah noch einmal hin, stellte sich mir eine grüne Wand entgegen, die aus dem Zusammenschluß von kollektiv zu mir gerichteten Blättern bestand. Und wahrhaftig hatte ich vergleichbares nie zuvor beobachtet, sodaß es mir in den Knochen schauderte. Aber ich bewies Mut und ging weiter, als hätte ich es nicht gesehen.

Es bestanden weitere Merkwürdigkeiten, die mir ein Zu-rechtfinden erschwerten oder mich überhaupt mit etwas Vertrautem zu identifizieren: Vögel, die trotz vorwärtigen Flügelschlags mit dem Schwanz vornweg flogen, oder Felsen, die sich selbst zerkleinerten, indem an einer Wand spontan ein Riß entstand und ein Brocken abging. Auf diesem wiederholte sich die Geisterei ohne ersichtliche Krafteinwir-

kung, bis manche der zersprungenen Steine sich selbst bis auf eine sandige Korngröße reduzierten und stellenweise – mit dem Wind verfrachtet – die trockene Erde farblich ergänzten. All das ließ mich nur ganz langsam verstehen, daß es keine mir vertraute Wirklichkeit sey, sondern eine höchst eigentümliche Dimension, in der niemals etwas *so* geschieht, wie man es erwartet. Doch letztlich bin ich der Mann, dem alles zufallen wird; dem nichts verborgen bleibt! Denn wahrscheinlich bin ich hier der einzige Lebende, nein: *Existierende*, dessen Motive des Hierseins edel und rühmlich sind. Also habe ich sogar ein gewisses Recht darauf, hier zu sein!

Ich kam nun den Ruinen gefährlich nahe und fragte mich, wem ich dort wohl begegnen würde, aber bis auf die genannten Auffälligkeiten bemerkte ich keine andersartige Aktivität. Die ganze Region schien tatsächlich so tot wie mein Sinn für Politik.

Es mußte sich um ein recht kleines Städtchen gehandelt haben, denn ich konnte fast alle Straßenzüge einsehen (was angesichts der *Durch-Sichtigkeit* der ruinierten Fassaden aber auch nicht sonderlich schwierig war!) Seltsamerweise standen auch die Grundmauern von Hochhäusern hier: Vielleicht befand ich mich in den Resten der Innenstadt einer einstigen Metropole und bis auf das hier wurde alles andere, was zu einem Ort dieser Größe zählt, eingeebnet?!

Interessant war für mich, daß hier der Boden nicht ständig bebte. Alles schien sich etwas beruhigt zu haben. Nur war keine Person zu sehen, die mir hätte helfen können. Da es irgendwie dunkler geworden war, vermutete ich einen *Sonnenuntergang*. Das ist nur schwer zu verstehen, da gewissermaßen keine Sonne am Himmel stand, die hätte hinter

einem Horizont verschwinden können. Jedenfalls bestieg ich den Schutt einer dieser Ruinen und erkletterte eine oder zwei Etagen, um einen besseren Überblick zu erhalten. Tatsächlich stand nur noch das Skelett des Hauses – Fenster und Türen sowie Mobiliar fehlten freilich – und ich suchte mir einen Platz nahe der Fassade, dessen Abschnitt noch nicht einmal ein Dach hatte, da irgendwie der größte Teil des Obergeschosses abgesprengt war. Danach setzte ich mich auf den Beton-Fußboden nieder.

Etwas kalt wurde mir – schließlich ließ sich unmöglich erwarten, daß ich erstens *heute mal sterben werde* und zweitens, daß ich an einen solch finsternen und kalten Ort gelange. Ich trug nichts bei mir, um ein Feuer zu entzünden, Lumpen lagen auch nicht herum. – Nur ich und die kalte Nacht, die irgendwie einen fauligen Geruch verströmte.

Ich vermutete, ein Weilchen schon in die Dunkelheit gestarrt zu haben, ehe ich einschlief. In der Nacht erwachte ich und bemerkte sofort einen Lichtpunkt: recht weit entfernt (vielleicht einen Kilometer), der sich deutlich vom frostigen Wind abhob. Es war das *einzig*e sichtbare Licht. Alles andere erschien so schwarz, als sey ich in einer Kiste eingenagelt worden! Da es flackerte, vermutete ich ein Lagerfeuer und dachte, daß es besser sey, sich dort zu wärmen, als hier zu frieren.

»Tu' es besser nicht!« sagte plötzlich eine männliche Stimme, als ich noch aus der Ruine lehnte und das Feuer zu fixieren versuchte. Ich erschrak instinktiv dermaßen, daß ich aufsprang und losrannte. Da ich aber in der Schwärze der Nacht noch nicht einmal die Hand vor Augen sehen konnte, rammte ich mit meinem Kopf einen harten Betonpfeiler und schlug nieder. Das Blut an meiner Stirn abpressend,

kroch ich rückwärts in eine Ecke, und glotzte nervös und sinnlos in die Finsternis, um etwas zu erkennen.

»Wer ist das? Wer zum Teufel ist das?«

»*Teufel* ist gut!« kicherte eine Stimme idiotisch: »Manchmal wünschte ich mir, er wäre hier!«

»Was bist du für einer, zum Geier? Deinetwegen wäre ich beinahe aus dem Fenster gefallen! Erschreck' mich nie wieder so! Nenne deinen Namen!«

»Ich? Ich bin ... ein Ruheloser. Weder Geist, noch Mensch.«

Das ergab keinen Sinn für mich und ich fragte nach. Aber seit diesem letzten Satz erhielt ich keine Antwort mehr. Daher wußte ich mir nicht anders zu helfen, als fortan in die Leere zu starren, um den Fremdling zu sehen. Erst viele Stunden später, als es bereits graute, erschienen Konturen und ein Gesicht. Aber ich traute mich nicht, den Kerl, der schlafend an der Wand mir gegenüber saß, zu wecken, bis er von selbst die Augen auf tat und mich ebenso fasziniert ansah, wie ich ihn.

»Wenn du dich wärmen willst, dann nimm' dir die Kleidung von den Leichen. Aber verlasse bei Nacht niemals eine sichere Deckung, um zu einem verlockenden Feuer zu gehen. Das ist immer eine Falle!«

»Wieso sollte ich deinen Worten trauen und woher wissen, daß ein Lagerfeuer eine Falle ist? Und von wem gestellt?«

»Du mußt *mir* nicht glauben, aber glaube, daß es drei Welten nach dem Tode gibt!«

»Welche sind das? Und was hat das mit meiner Frage zu tun?« – Er hörte mich gar nicht, sondern sprach wie benebelt fort:

»Erstens. Den Teufel und die Hölle gibt es wirklich. Dort hin fahren alle Menschen, die gewöhnlich und widerspen-

stig, aber auch all jene, die stets fromm und gutmütig gewesen sind. Es macht darum keinen Unterschied, weil die Art ihrer Gläubigkeit nicht jenes universelle Prinzip beeinflussen kann, welches sich mit der Charakter-Komplettierung beschäftigt: Denn war man im Leben ein Mann, ist man in der Hölle nunmehr als Frau auferstanden und umgekehrt. Wer zuvor schamlos war, ist jetzt schüchtern, wer stark und edel, der nun schwach und infam. Damit wird von Natur aus gewährleistet, daß die menschliche Seele alle Aspekte eines Charakters erfährt.«

»Aber ich bin noch genauso, wie zuvor im Leben!«

»Dies ist auch nicht die Hölle. Dies ist die zweite mögliche Weltenstufe nach dem Ableben! Diese Welt gehört dem Tod selbst. Und hierher gelangen nur solche, über die noch nicht entschieden wurde, ob ihnen ewige Verdammnis hier oder die Charakterumpolung in der Hölle der ersten Welt zuteil wird.«

»Ich bin also in der Welt ... des Todes?!?« fragte ich schwerfällig und ungläubig: Aber wo sollte ich auch sonst sein?! Trotzdem nahm ich seine Aussagen irgendwie nicht ganz ernst.

»In dieser Welt wandeln die Ruhelosen umher. Nichts ist hier gewöhnlich, was du vielleicht schon bemerkt haben dürftest. – Die Ruhelosen wissen kein Ziel. Sie sind nicht lebendig, nicht tot, vielleicht nicht einmal jene Zwischenstufe, für die ich uns halte. Aber es ergab keinen Sinn, in einer Welt etwas verstehen zu wollen, das dich abstößt!«

»Und was ist nun mit dem Lagerfeuer?« wollte ich endlich wissen.

»Das ist ein Lockfeuer ... von *ihr*!« – Dabei machte er ganz große Augen.

»Wer *ihr*?«

»Der *Kastasyrte*.« – Er blickte nervös um sich (erregte mich dazu auch) und flüsterte fast diesen seltsamen Namen.

»Wer ist denn die *Kastasyrte*?«

»Die *Kastasyrte* ist die Regentin der dritten Welt nach dem Ableben. Zugleich ist sie wesentlich mächtiger als Teufel und der Tod zusammen! Denn wenn man es genau bedenkt, ist der Tod gar nichts so Besonderes! Jeder Idiot kann mit einem Messer in der Hand seinen monotonen Job machen. Sicherlich gibt es ihn mindestens schon ebensolange wie die *Kastasyrte* und beide sind unter Garantie auch unsterblich. Aber dafür kann die *Kastasyrte* *wesentlich* mehr, als nur das *Leben zu nehmen!*« Nun war auch ich neugierig.

»Zum einen mußt du wissen«, (er rückte näher), »daß die *Kastasyrte* nicht am Tag atmet. Sie atmet nachts!«

»Und weshalb entzündet sie diese Feuer?«

»Damit lockt sie die Ruhelosen zu nächtlicher Stunde! Alle, die sie hier gefangennimmt, führt sie in ihr Reich und ... – wer weiß schon, was dort mit ihnen geschieht!«

»Und ihr Atmen ... verrät sie?«

»Am Tag wiege dich in Sicherheit, aber in der Nacht erscheint das Böse!«

»Das ist doch ein total ausgeleiertes Klischee!« spottete ich, aber der Fremde blieb ernst: »Du scheinst in deiner erhellenden Verhöhnung zu vergessen, daß du schon tot bist! Aber anders als alle anderen Toten, kannst du dich nicht *ausruhen*, sondern mußt dich weiterhin vorsehen! Es kann dir noch Schlimmeres passieren als der Tod!«

»Das ist es bereits. Dieser ... hat mir meine Frau geraubt. Deswegen – und nur deswegen! – bin ich auch hier. Eigentlich ist es ja unwahrscheinlich, aber ...«, murmelte ich mir

zu: »... hast du meine Frau hier vielleicht gesehen? Kannst du mir helfen?«

»Deine Frau, sagst du? Eigentlich ziehe ich quer durchs Land und bin seit Wochen keinen wie mir mehr begegnet!«

»Sie ist gewiß nicht wie du!« keifte ich stolz: »Hättest du sie gesehen, wäre sie dir bestimmt als etwas anderes aufgefallen! Demnach ist sie dir nicht begegnet!«

Ich sah, daß er sich mißbraucht, verletzt und nutzlos fühlte. Erstaunlich für einen Charakter, der in dieser Welt so lange überlebt hat! Ich nehme an, daß man manchmal moralisch Schlechtes tun muß, um sich in moralisch Gutem bestätigt zu wissen.

Die seltenen Falten in seinem Gesicht lagen irgendwie anders als bei gewöhnlichen Menschen. Bei ihm sah es fast so aus, als würde er das erste Mal in seinem Leben bedrückt gucken. Und fast schon war ich gewillt, ihm Glauben zu schenken – nicht wie einem Freund, sondern eher wie einem Informanten, dessen Aussagen ich unbedingt nötig hätte –, und da er ja scheinbar mein Leben gerettet hatte, wurde er wohl doch zu meinem Freund.

Obgleich wir uns überhaupt nicht kannten, schien er den Satz zu wissen, den ich momentan dachte: »Guten Freunden würde ich mein Leben offenbaren. Denn sie wüßten um die Strafe, die ihnen droht, wenn sie mich verraten!« Aber inwiefern sollte er mich verraten? War er denn nicht vielleicht froh, in dieser Einöde jemanden zu finden, mit dem er reden könne?! Ich entschied, mich seiner anzunehmen:

»Wie heißt du?« wollte ich zuerst wissen. Und hoffnungsvoll blickte er wieder auf, so als hätte er mich wieder gern.

»Ebenso, wie wir ruhelos sind, sind wir auch namenlos. [er dachte kurz über seine Worte nach] Eigentlich ist dieser

Satz Unsinn, da ich mir sicher bin, vor meinem Tod einen Namen gehabt zu haben. Nur kann ich mich an den nicht mehr erinnern! Ich weiß ja nicht einmal, wie lange ich schon hier *lebe*. (Schon nach einem Tag hier kommt es einem so vor, als verbrachte man schon Jahre – man merkt den Unterschied einfach nicht!) Aber ist das für einen Unsterblichen wirklich interessant? Du hast Glück, denn in dieser Welt wird jeder Suchende belohnt: Wenn auch du ab jetzt unsterblich bist, hast du auch unendlich viel Zeit, nach dieser Frau zu suchen – und irgendwann wirst du sie finden. Es ist allein die Ausdauer, die entscheidet, ob wir das finden, was wir suchen.«

Er fragte gar nicht nach meinem Namen. Und das verwunderte mich schon etwas. Aber eventuell waren Namen hier ebenso unbedeutend wie Zeit und Grund. Man soll ja Menschen nie nach ihrem Äußeren beurteilen, sondern sie sich bei einer Frage der Wertung stets so vorstellen, als würden sie güterlos nackt und hilflos an einem Seil hängen. Sehe ich mein Gegenüber in diesem Bild, offenbart sich mir zu jenem Anblick, den ich gerade betrachtete, kein größerer Unterschied, als zwischen dem Ast eines lebenden Baumes und einem Stuhl, der aus Teilen eines toten Baumes gezimmert wurde.

Diese mußte eine elende Welt sein! Aber gleichzeitig dachte ich, daß – selbst, wenn ich noch gelebt hätte – wir Menschen durch unsere Unvernunft in eine gleichartige Welt eingetreten wären: *sapiens, Vernunft*: Was sagt das schon? Ich finde, der Mensch hat noch niemals in der Menschheitsgeschichte Vernunft gezeigt! – Außer, als er das Schafott erfand, um sich wegen seiner eigenen Blödeheit hinzurichten.

Ferner respektierte ich noch nie die *ehrwürdigen* und dabei so unterwürfigen Darbietungen der Menschen, die mir biologisch ebenso abgestoßen fremd erschienen wie etwa Hirsche. Beide Spezies habe ich noch *nie* gebraucht, um mir meiner Liebe zu Claire bewußt zu werden oder sie gar umzusetzen. *Alles* habe ich allein geschafft! – Alles, bis auf diese Koma-Maschine im Krankenhaus, die sie bis zuletzt am Leben hielt. Vielleicht aber war es nicht die Maschine, sondern mein hingebungsvoller Glauben! Oder der perverse Tod hatte seinen Spaß damit, mir eine Weile in meinem Leiden zuzusehen, um mir am Ende das zu nehmen, was ich am meisten liebe!

Immerhin gibt es drei Arten, wie ein Mensch seine Schatzobjekte wertet: Die unterste Stufe behandelt *Wertvolles*, was gleichzeitig impliziert, daß es ersetzbar und unbelebt ist. Ein Beispiel wäre ein Schmuckgegenstand. Stufe Zwei befaßt sich mit Dingen, *für die man sterben würde* – vorwiegend auf Wissen an sich und Niederschriften bezogen. In der höchsten Stufe aber, die Dinge betrifft, *für die man töten würde*, kann nur eine reine, echte Liebe stehen. Ein Geschöpf von so erhellender Kraft, daß man dafür zwanglos Existenz und Ideale, Gesinnung und Ehre aufgibt, um zu wahren, das man so sehr liebt. Ich wünschte, daß ich um den Status von Claire gewußt hätte, um gerade dieser dritten Stufe gerecht zu werden.

Noch ein Weilchen saßen wir da und konnten den gegenseitigen Wirklichkeitsbegriff nicht erfassen. Dann mußte ich los. »Wo willst du hin? Es graut ja noch nicht einmal ganz!«

»Ich muß Claire finden!«

»Wozu? Ihr beide seid *tot!* Du warst doch auch einmal

ein Mensch und hast gewußt, was es heißt, tot zu sein! Das bedeutet, daß man . . . einfach tot, völlig am Ende ist!«

»Hast du denn mit einer solchen Welt gerechnet? Einer Welt, in der ich ebenso entscheiden kann, was ich tue, was ich sage und denke? *Diese* Welt unterscheidet sich nur in einem Punkt von der der Lebenden: Sie ist so trostlos, daß man froh ist, bereits tot zu sein, um nicht in diesem Elend krepieren zu müssen! Weißt du – Vergänglichkeit und Bestehen sind nur selten in einer Liebe zu finden. Hast denn *du* jemals geliebt? Weißt du überhaupt, was das ist? Diese Emotion? Ich weiß es! In der Liebe kann es gut vorkommen, daß man sich manchmal physischen Bedürfnissen fügen muß! Und ich habe in jeder Hinsicht diese Schwäche ausgeschöpft. Paradox ist in der Liebe nämlich, daß jede Schwäche, die man zeigt, eigentlich eine Stärke ist, sofern sie vom Partner toleriert wird.«

»Ist sie es denn wert?«

»Was soll mir denn passieren auf meiner Suche? Tot bin ich schließlich schon und angstvolle Erfahrungen habe ich genug während jener Zeit gesammelt, als sie im Todeskrampf lag, sodaß es für ein zweites Leben reichen würde!«

»Du bist zwar tot, aber die Kastasyrte kennst du nicht! So wie der Mensch seit Millionen Jahren nicht in Erfahrung bringen konnte, was direkt hinter seinem Tod liegt, kann er von *ihr* erst recht nichts wissen! Er dachte bislang, der Tod sey die Spitze allen Leidens! Nun sage mir erneut: Ist deine Geliebte es wirklich wert, für sie einen tausendfach bedrückenderen Tod zu sterben?«

»Höre! Wirklich lieben kann man im Grunde nur eine Person. Und das ist die einzige Prophezeiung, die sich jemals für mich erfüllt hat! Dieses eine Mädchen – verführerisch

wie eine wackelnde Birne am höchsten Ast ihres Baumes – hat mich dergestalt beeinflußt und *so* viel für mich gegeben, daß es so aussieht, als hätte ich trotz meiner lebenslangen Bemühungen nie etwas dagegengestellt! Wenn andere sagen: *Die Liebe verfließt*, so sage ich: *Sie weint!* Sie allein ist der Kernpunkt meiner ideellen Mythologie, Schlüsselfigur meiner Identität. Ohne sie wäre meine Existenz Ironie und jedes Wort von falschem Sinn. Als sie noch im Sterben lag, habe ich dagegen von *mir* aus nichts tun können, doch jetzt kann ich es, und werde nicht die mir gegebene Möglichkeit zu ihrer Rettung verwerfen, bloß, weil man mir rät, mich vor etwas zu fürchten!«

Sogleich nahm ich einen weiteren Meter Abstand von dem Mann, der kein Einsehen mit meinem Begehren zeigte. Dann war ich wieder ganz für mich: »Wenn ich meine Augen schließe«, sprach ich uns behutsam zu, »dann sehe ich sie lächeln. Gleich einem perfekten Porträt blickt sie mir voller Hoffnung und Güte so tief in die Augen, und weiß doch nicht, bloß ein Bild zu sein! Ich selbst fahre mit meinem Zeigefinger die Konturen ihres Gesichtes ab, finde jede Grenze zwischen Nase, Lippen, Augen, Wangen und Haaren immer wieder neu, und – das ist am wichtigsten! – sie hat die gesunde Farbe einer Lebenden. Ich könnte unentwegt in ihr Gesicht starren, und es würde mir *niemals* langweilig werden. Könnte ich sie statt auf dem Bild gar real sehen, ist meine Spannung sogar noch unerträglicher! Bei diesem Vorgang der Abtastung fühle ich zwar die genannten Konturen und Begrenzungen plastisch, aber es ist doch keine Haut! Stattdessen begegne meine Finger immerzu einer Art Luftpolster, das zwischen uns zu liegen scheint, und das ich nicht zu durchdringen vermag – die verdammte

Ungewißheit liegt dazwischen! Und dabei ist die Liebe wie ein Blätterregen: Fällt sie in Vergänglichkeit oder besteht sie ewig an der Zweige Spitzen? So einfach sey die Frage, die doch zur Entschlüsselung mehr als ein loses Leben beansprucht! Ich werde jetzt gehen, und es ist mir egal, was mit dir geschieht! Für mich ist nur Claire wichtig!«

Es mag an meiner aufgetretenen Dominanz gelegen haben, die dazu führte, daß der *namenlose Freund* aufsprang und sich mit den Worten »Dann laß mich dich begleiten. Vielleicht kann ich dir Rat erteilen!« als Führer anbot.

Sobald wir die Ruine verließen, stellte er seine wichtigste Frage: »Wie willst du sie finden? Willst du sie vom Tod zurückfordern? Ha!«

Ich drehte mich ihm zu, sah ihn scharf an und zischte verärgert: »Du ahnst ja nicht einmal, wie sehr du einen Liebenden unterschätzt! Verstehst du die Bedeutung der Worte *nicht einmal ahnen?* – Sie heißen: *nichts begreifen und vollkommen falsch liegen!* Wenn das die Welt des Todes ist, dann finde ich ihn und fordere mein Recht ab. Er wird sich fügen.«

Der Freund sah mich so ungläubig an, als sey er gezwungen, einen total Irren zu vertrauen. Doch kein Gedanke erschien mir momentan klarer. Ich wußte, daß ein seelisch ausdauernder Mensch ein Solcher sey, der erst aufhören würde zu forschen, wenn er gefunden hätte, das er gesucht. Ich wußte weiterhin, daß ich so ein Mensch war.

Es geschah ganz plötzlich, als sogar der Hunger in meinem Bauch verschwand, der Durst in meiner Kehle und der Frost in meinen Beinen. Ganz unerwartet fühlte ich diejenige Energie in mir, um mich tausendmal weiter als jede beliebige Entfernung zu tragen. Und es tat gut, *das* zu

wissen!

9 Gehängt

Diese höchst beschauliche und wunderliche Welt entstellte sich *nicht* als Bühne, wie ich zuvor annahm: Fast eine Stunde lang währte der notwendige Marsch, ehe man keine Häuser mehr – inbegriffen dem, das mir zur Nächtigung diente – sah. Anders als in der mir bekannten Welt, in der in einer solchen Entfernung zu einer so großen (Ruinen-)Stadt wie der diesen längst irgendwelche Dörfer aufgetreten wären, begegneten wir Reisende keinen. Aber sehr erstaunt war ich von dieser Tatsache auch nicht, zumal ich endlich aussprechen konnte, wie elend überdrängelt mir die damalige menschliche Vergesellschaftung gewesen ist. Wer kann schon von seiner Seele abstreiten, ein freies Feld; Berge am Horizont, die man nie zu erreichen glaubt; und die Zuversicht, Neuem zu begegnen, nicht wunderbar zu finden? Entspricht das nicht dem Ur-Ideal des freien Denkers und Philosophen? Eine Welt, so geräumig wie der Gegensatz zu seinem Hirn – der Philosophie der Liebe, des Seins und der Offenbarung?

Es wäre mir im Ganzen nur ein Spiel – nicht mehr und nicht weniger. Ob ich siege oder verliere, ist uninteressant, da ich allein durch meinen Willen die Gewißheit verspüre, zu siegen! Allerdings konnte man meine Reise doch als beschwerlich beschreiben, da ich – auch wenn mir niemals Durst oder Hunger kamen – die schmerzenden Glieder an mir spürte. Hinzu kam eine erdrückende Sonne und staubige Luft. Das zunehmend aridere Klima zeigte keine Flüsse

oder Wiesen, und ab einem gewissen Grad der Reise auch nur noch Felslandschaften mit spärlicher Vegetation. Aber kein einziges Mal habe ich hinterfragt, ob es richtig sey, was ich tue.

Viel unterhielt ich mich nicht mit dem Begleiter – hauptsächlich ab und zu darüber, wie er in dieses Fiasko geraten sey und ähnliches. Aber fast keine meiner Fragen konnte er beantworten, da er sich auch an fast nichts erinnerte (oder dies wenigstens vorgab). Auf mich machte das den Eindruck, als sey er mit einem leeren Gedächtnis hier gestrandet, und hätte sich alles, was er heute weiß, erst seitdem angeeignet.

Ich sagte zwar immer schon, daß derjenige, der sich nur noch an seine *erste große Liebe* erinnern kann, unwürdig sey, zu leben. Aber als ich ihn auch danach fragte, so konnte er mir nur eine ebenso unsichere Antwort geben wie auf die Frage, ob er sich für einen Menschen hielt. Und Therak weiß: Seit man mir Claire geraubt hatte, weiß ich das selbst nicht mehr. Und diese erste Parallele zwischen uns zeigte mir, daß ich mich wahrscheinlich auch so entwickeln würde wie er, wenn ich dagegen nichts unternehme.

Einmal fragte ich ihn, warum er das Messer am Gürtel tragen würde. Immerhin waren wir seit Tagen keiner Figur begegnet. Und gegen *dämonenartige Monster*, die durchaus gut in diese Welt passen würden, hätte es wohl nicht viel bewirkt. Er antwortete: »Man sollte besser *immer* ein Messer bei sich tragen. Denn man weiß nie, wessen Leben man damit einmal retten kann! [im Grinsen fuhr er fort:] Natürlich weiß ich, daß mein Leben nie vom Einsatz dieses winzigen Dolches abhängen könnte, aber es verleiht mir Mut und gibt Kraft für die Nacht. Denn wer die Dunkelheit fürchtet,

fürchtet auch offene Wunden. Wer offene Wunden fürchtet, fürchtet den Tod. Wer den Tod fürchtet, ist nicht würdig, in der Dunkelheit zu sterben! Und ich *will* in der Dunkelheit sterben!«

»Warum denn das?« verwirrte er mich: »Hat man in der Dunkelheit denn so schon nicht genug Angst?«

»Es ist eher umgekehrt! Ich glaube, daß man am Tag weitaus mehr Angst hat, da man sehen kann, was einen Gefährliches erwartet. Und es sind gewiß so viel mehr Menschen am Tag gestorben als des Nachts! Und da dachte ich ...«

»... Und da dachtest du, der Nacht einen Beitrag an Ehre zu schulden?«

»Eben dies. Ich wußte schon seit meiner Geburt, daß ich allein sterben würde. Selbst wenn *du* bei meinem Tod anwesend sein solltest, so werde ich dennoch allein sein. Und wenn ich das schon bin, dann auch in der Nacht: Da, wo ich hingehöre!«

»Also ich ... habe mir immer gewünscht, zusammen mit meiner Frau zu sterben, um gerade das zu vermeiden, was mir widerfahren ist! So hätte keiner von uns um des anderen schicksalhaftes und plötzliches Fortgehen trauern müssen! In Anwesenheit unserer möglichen Kinder zu sterben, hätte mein Gewissen nicht im Geringsten erregt, da es seine Ordnung hat, daß der Ältere vor den Jüngeren stirbt. Aber doch nicht so, wie bei mir!«

Es war nunmehr Nacht geworden. Eine allmächtige Finsternis umgab uns. Ich wußte nur von des anderen Anwesenheit durch dessen Atmen. Ich wollte zwar ein Feuer entzünden, doch mein Begleiter warnte mich der Kastasyrte wegen. Stattdessen froren wir.

Als ich mich im Dämmer Schlaf befand, was mir wegen der *absoluten* Stille um uns herum recht schwerfiel, stöhnte mein Begleiter plötzlich auf und schrie: »Endlich wurde über mein Schicksal entschieden! Endlich!« – Auf meine Rufe antwortete er jedoch nicht und auch vermochte ich aufgrund der Dunkelheit keine erweiterte Hilfe anzubieten, als bis zum Morgengrauen zu warten. Aber am nächsten Morgen war er fort. Nicht einmal eine Spur von dem, das ihn identifizierte, hatte er zurückgelassen. Ob er sich einfach in *Luft* aufgelöst hatte?

Die Frage selbst ließ sich nicht klären, deswegen setzte ich meinen Weg, wenn auch bedrückter, fort. Mittlerweile kam ich auch in eine Art Tundra – ähnlich wie in Sibirien, und es schien, als sollte ich an diesem Tag mein Ziel erreichen: Sehr weit entfernt, noch nicht einmal versteckt, sondern einfach auf der offenen Ebene befindlich, stand eine Hütte. Als ich nahte, erkannte ich, daß sie ein Skelett aus Holz hatte, das mit Fellen bedeckt war. Vor dem Eingang brannte ein kleines Lagerfeuer. Und sobald ich also dort war, trat ein kleiner, schwächlicher Mann mit Jägerkleidung hervor. Es verwunderte mich, daß er sich bei seiner Dürre überhaupt auf den Beinen halten konnte: Die Arme zum Zerbrechen dünn, die Wangen eingefallen, das Haar wie Staub. Aber an seiner Hütte – direkt neben dem Eingang – lehnte ein riesiger Bogen, größer noch als ich. Seine kleinen Augen, die unter den buschigen Brauen hervorschimmerten, fixierten mich: »Du bist der Erste, der *mich* besucht!«

»Seit wann?«

»Seit man meine Instanz eingerichtet hat natürlich!« – Mit einer Handbewegung bot er mir an, mich zu ihm ans Feuer zu setzen. Das tat ich. Ungewohnt ruhig und gehemmt, die

gewalttätigen Pläne auszuführen, die ich mir während der tagelangen Reise ausgedacht hatte, begann ich den Dialog.

»Du siehst nicht so aus, wie ich dich in Erinnerung habe. Aber denke nicht, daß irgendwelche deiner Gestalten mich davon abbringen werden, dich zu finden oder zu richten!«

»Ich werde nicht fliehen. Tue, was du beliebst! Aber bedenke zuvor, ob es logisch ist, den Tod selbst . . . zu töten!«

Erzürnt sprang ich auf: »Eines möchte ich doch vorab klarstellen: Zum Narren machen lasse ich mich noch lange nicht! Wenn du noch einmal derartiges erwähnst, dann haue ich dich zu Mus! Und lasse dich nicht von meinem schelmischen Grinsen täuschen: Ich meine es so ernst, wie ich es nur ernst meinen kann! Vielleicht solltest du sogar niederknien und beten, daß ich dir nicht mehr antue, als du verdienst! Und doch . . . « – Ich setzte mich in unerklärlicher Weise gemilderter Rage wieder hin – ». . . bin ich nicht beherrscht genug, um all meine Wut auf dich zu entfesseln. Was ist nur los mit mir? Bei allem, was du mir an Leiden beschert hast, müßte ich dich in Stücke reißen!«

Und wieder sprang ich auf und wollte abermals über ihn herfallen, aber es ging nicht. Genau in jenem Moment des größten Zorns versackte meine gestaute Kraft im Nichts und mein Gewissen tadelte mich.

»Das ist der Schutzeffekt, der *mich* vor Schaden bewahrt!« lachte er: »Endlich sehe ich einmal, daß er wirkt! Sonst traut sich ja niemand so nah an mich heran!« Er schien im Jubel, aber ich verstand diesen Umstand nicht: »Was denn für ein Schutzeffekt?«

»Nun siehe«, grinste er fort: »Fast *jeder* Mensch haßt mich. Denn ich bin nur zum Schaden fähig! Und das bloß, weil ich überaus zuverlässig meiner Arbeit nachkomme! Ha! Das

soll mal ein anderer behaupten! Jedenfalls wäre es doch ... unangebracht, wenn jeder Verstorbene nun, der gar nicht sterben wollte, seinen Frust über sein schicksalhaftes Gehen an mir ausließe! Wäre ich – *tot* ist das falsche Wort! – *weg*, wer sorgte dann für den Kreislauf des Lebens? Sage mir: Wenn die Erde platzen würde vor Menschen, bloß, weil es keinen Tod mehr gibt, der sie mit sich führt ... , würdest du das wollen?«

Er grinste mir aus nächster Nähe mitten ins Gesicht. Und was ließ sich wohl Vernünftiges darauf antworten? Stattdessen stieß ich ihn von mir und ging sonderbar mit ihm um: Irgendwie nicht neutral, aber auch nicht als Aggressor, wie ich es selbst von mir erwartet hatte. Es kam mir ferner vor, als gäbe es einen unbewußten Respekt vor ihm, der keinen Anteil an meinem Wahrnehmungsspektrum teilte. Vielleicht war es ja tatsächlich dieser angesprochene Schutzeffekt, vielleicht ging es auch direkt von mir aus!

Ich riet ihm, sich wieder zurückzusetzen, da ihn sonst eine *Strafe* zu erwarten hätte. Aber ich sah auch, daß es ihm vertraute Worte waren, wobei er nicht nötig sah, ihnen Beachtung zu schenken. Und doch lehnte er sich zurück. War es eventuell seine Gestalt, die mich so mutig werden ließ, gegen den Tod (den Offensichtlichen, der direkt vor einem sitzt) Drohungen auszusprechen?

»Warum erscheinst du in *dieser* Gestalt?«

»Wieso nicht? Bin ich denn nicht Jäger? Und jage Menschen?«

»Jagst du nicht nach deren Seelen?«

»Das tut der Teufel bereits. (Und auch nur dann mit Erfolg, wenn er Gläubige findet, die ihn fürchten!) Ich ... bekomme das, was übrigbleibt!«

»Ich meinte eigentlich, weshalb du dich so schwächlich zeigst!«

»Nun, dafür gibt es nur einen Grund!«

»Erklärst du ihn mir?«

»Warum nicht?!« machte er es sich bequem: »Warum nicht! Es geschah vor vielen Jahren – lange, bevor es . . . , sogar bevor es das Christentum gab.«

»Die Christen! Eure Widersacher? Deine und die des Teufels?«

»Widersacher?« lachte er höhnisch, »Das Christentum ist doch nichts weiter, als eine Einbildung der Menschen, um Macht und Geldhandel zu rechtfertigen. Du wirst sicherlich erst spät verstehen, daß jede Religion auf einem bestimmten Nutzen gegründet wurde, und nicht aufgrund von *tiefen Glauben!* Jedenfalls wandelte ich vor diesen vielen Jahren auf Erden – nicht als Tod, sondern in Gestalt eines Jünglings – und traf einen Rivalen, der sich sogleich mit mir messen wollte. Er reichte mir seine Hand und sagte: *Laß uns unsere Stärke messen!* Und ich entgegnete: *Wo ist das Schachspiel?* Und er sagte weiterhin: *Laß uns unsere Geschwindigkeit messen!* und er zeigte mir seine Messer. Aber ich sagte: *Wovon soll das Gedicht handeln?* Und dann sprach er: *Beweisen wir uns in unserer Überlegenheit!* – Und ich kniete vor ihm nieder. Er wußte wohl nicht, daß sich der Überlegene niemals offenbart!«

»Willst du damit etwa andeuten, mir – außer in der Totenrate – überlegen zu sein? (Und es gab einmal eine Zeit, da hatte ich Angst vor dir!) Aber glaube nicht, daß ich so leicht beeinflussbar bin wie ein Gläubiger! Die Kontrolle bleibt jederzeit bei mir! Und siehe gar, wo ich jetzt stehe! Dort, wo ich auch hinwollte! Und immerhin bin ich *tot!*

Außerdem ... « – ich stand auf: »übersiehst du, daß ich trotz meiner Religionslosigkeit einen extrem tiefen Glauben in mir vereine, der sich in Liebe manifestiert. Und hierin ist die Eindeutigkeit, daß *ich* überlegen bin, so klar, als würde die explodierende Sonne ankündigen, daß alles Leben auf der Erde enden wird. Und so selbstgefällig und arrogant ich klingen mag, so sehr bin ich im Recht!«

Gerade wollte er zum Kontern ansetzen, da unterbrach ich ihn wieder:

»Ich habe keine Lust, mich mit einem völlig überholten Subjekt zu unterhalten. Du wirst mir auf der Stelle sagen, was ich wissen will!« – »Nun gut, dann frag' mich!«

»Ich will wissen, was du mit meiner Gefährtin gemacht hast, seitdem du sie eines nachts mit dir geführt hast! Ihr Name war Claire, falls du dich nicht erinnerst!«

»Oh nein!« wehrte er ab: »Es ist nicht so, daß ich mich an dich und *sie* nicht erinnern würde: schließlich bist du der einzige gewesen, der jemals den Kampf mit mir in Form eines Dialoges führte, und selbst noch nach Monaten nicht ans Aufgeben dachte, als ich die Existenz jener, um die du gebangt hast, bereits fest umklammert in meinen Händen wußte! Zwar habe ich ihr das Leben genommen und ihr *diese* Seite der Existenz gezeigt, aber jetzt ... ist sie nicht mehr hier. Seit damals hatte ich keine Kontrolle mehr über sie.«

»Und du weißt nicht, wo sie ist? Bist du denn von Sinnen, mir in meinem Zustand diese Tatsache darzulegen, wo mich doch nichts mehr quält als die Unwissenheit ihres Aufenthalts?!« – Ich ward außer mir vor Zorn. Schließlich hatte er mich in ein Gespräch verwickelt, das sich im Nichts verlief und mich nur wertvolle Zeit kostete!

»Du wirst doch nicht ... Warte mal!« schlug ich an und ergründete: »Sie ist doch nicht etwa bei der Kastasyrte?«

Sogleich ich ihren Namen nannte, zuckte der Tod zusammen und blickte wie scheu zu Erden. Laut- und antwortlos starrte er ins Feuer. Ich war bestätigt, recht zu haben. Aber wie nur würde ich zur Kastasyrte gelangen können? Selbst, um den *Tod zu finden*, mußte ich schon sterben! Was sollte ich denn noch tun?

»Damit sich das Gute abhebt, muß das Böse stets gewinnen!« murmelte der Tod: »Sey nicht traurig um ihren Verlust, da du würdevoll und beherzt gekämpft hast. Wisse, daß um mich täglich Tausend Leben verlöschen und es unendlich mehr gibt, die ebenso trauern wie ... «

»Das wird sich noch zeigen!« unterbrach ich das scheinheilige Geschwafel: »Letztlich ist es das Paradoxon der Selbsterkenntnis, das da heißt: *Ist mein Geist weitreichend genug, um zu erkennen, daß meine Zukunft scheiternd verlaufen wird, ist auch nur er imstande, sich dagegen etwas zu ersinnen, und mich am Ende als Sieger erscheinen läßt*. Ich werde einen Weg finden! Du ... « und dabei zeigte ich mit dem Finger auf ihn: »bist gewiß *nicht* der letzte gewesen, der meine Claire sah!«

Interessanterweise erinnerte ich mich auch genau in diesem Augenblick daran, daß man durch ein Lagerfeuer die Kastasyrte anzulocken vermag, da sie stetig auf der Suche ist. Genau wie ich.

Über die nächsten Stunden hinweg zog ich mich in die umliegenden Berge zurück und schichtete gesammeltes Holz zu einem großen Turm auf. Aber sogleich ich den Haufen bei Einbruch der Dunkelheit entzündete, verlosch das vor der Hütte des Todes. Ich sah auf die Entfernung

noch, wie er eilte, sich dann rasch in seine Hütte verkroch. Es schien, als habe selbst er Angst vor der Kastasyrte. Und in Anbetracht dieser Feigheit wurde mir bewußt, noch nicht dem Gipfel des Grauens begegnet zu sein. Doch sorgte ich mich weniger um mein Gemüt als um den Zustand Claires, die dieser dritten »Ebene des Nachlebens« schutzlos ausgeliefert war.

»Das Leben ist zu kalt, um zu jammern!« dachte ich mir, während ich mich nunmehr seit Stunden in die Nacht hinein erwärmte. Ich wartete geduldig und verlor niemals die Hoffnung, der Kastasyrte in den kommenden Momenten zu begegnen. Während eines Zeitpunktes war ich fast eingeschlafen, da raschelte es plötzlich im umliegenden Gebüsch. Wie zu erwarten, ließ sich weder *etwas* blicken, noch konnte man etwas in der Finsternis ausmachen.

Ich stand mutig auf und ging um das Lagerfeuer herum, aber nichts geschah. In der Annahme, die Müdigkeit habe mir einen Streich gespielt, setzte ich mich nieder. Aber ich fühlte, daß jemand hinter mir stand, denn ich hörte diesen atmen. Er atmete tatsächlich wie ein Greis – schwach und fast nicht hörbar. Ich fragte mich unentwegt, ob es die Kastasyrte sey, und ich beehrte zu erfahren, ob ich bei ihrem Kontakt zwangsläufig Schmerz spüren sollte.

Mit einem Mal vereinte sich eine auf meine Brustwirbel gerichtete Kraft und stieß mich vorwärts. Da ich gerade dem großen Lagerfeuer zugerichtet gewesen bin, stolperte ich zwangsläufig direkt darin hinein. Aber entgegen meiner Erwartungen entzündete sich weder meine Kleidung, noch zog ich mir Brandwunden zu. Statt dieser Phänomene war ich nur so großartig geblendet, daß ich nichts mehr sah und seitdem irgendwie das Bewußtsein verloren habe. Ich

erinnere mich bis auf mein verschrecktes Schreien an nichts mehr von diesem Ereignis. Dafür weiß ich aber was begann, als ich die Augen wieder auftat: Der wohl seltsamste und zugleich gefährlichste Abschnitt meines Lebens . . .

Das Erste, das ich sehe, ist ein weites Kornfeld. Der Himmel ist ebenso dunkel und wolkenverhangen wie ehemals. Ich schaue mir zu Füßen, da es mir so vorkommt, als würde ich in der Luft schweben, und stelle fest, daß ich tatsächlich einige Meter über einer gepflasterten Straße zu *hängen* scheine! Aber ich kann nichts dagegen machen, denn mir sind die Hände auf dem Rücken gefesselt worden!

Ich weiß noch, daß ich immer unruhiger wurde, da ich nicht wußte, was diese Untat zu bedeuten hatte. War es eine Strafe? Und wenn, wofür? Meinen Blick nach links und rechts geschwenkt, bemerkte ich neben der Straße in Abständen von etwa zwanzig Metern riesige Galgen, an denen Leute baumelten. – Die Hände auf dem Rücken gefesselt und einen Strick um den Hals. Viele von denen waren definitiv tot, aber einige andere wirkten so lebendig, daß es so aussah, als würden sie sich nur *ausruhen*! Bei deren Anblick schlußfolgerte ich auf meine Position und wahrhaftig kam es mir inzwischen etwas eng um den Hals vor. Aber, wenn man mich an einen Galgen gehängt hatte, wieso starb ich dann nicht? Vielleicht, weil ich schon tot war?

Luft bekam ich genug, aber schon nach Stunden des freien Hängens drückte und schnürte der Strick um meinen Hals in ungeheuerlichem Schmerz. Das Schlimmste war jedoch, nichts dagegen tun zu können. Es vergingen ganze Tage und ich beobachtete (fast aus Langeweile, weil ich nicht sterben konnte!), wie sich Vögel auf den Holzbalken niederließen, um zu warten. Es stürmte und regnete auch

immer mal, dann schien wieder die Sonne oder man hörte in der Ferne einige Tierlaute unbekannter Zuordnung. Aber das eigentlich Interessante war, daß es mir weder gelang, einen der benachbart hängenden Typen, die ich oftmals angerufen habe, zu einer Antwort zu bewegen, noch einen der Wanderer, die nach fast einer Woche nunmehr immer häufiger die Straße zu meinen Füßen entlangtrotteten, etwas zu fragen, das mit einer Antwort hätte belohnt werden können. Sie alle ignorierten mich und nach einer weiteren Woche (einer Zeitspanne, bei der ich diesen Effekt *nie* vermutet hatte, wengleich es mir unmöglich war, *das hier* vorauszusehen!) zweifelte ich selbst an meinem eigenen Dasein!

Sehen – so glaubte ich zumindest – mußten sie mich. Denn ich konnte ja auch die Vögel, die sich auf meinem Galgen zur Rast niedersetzten, fortbellen! War es also wirklich eine Strafe? Speziell für mich?

Nach zwei weiteren Wochen, in denen ich weder verdurstete noch aus Hunger oder Erdrosselung starb, war ich versichert, daß es die größte Dummheit meines Lebens gewesen sein mußte, mich der Kastasyrte auszuliefern. Diesen Tiefpunkt meiner Hoffnung mußte ich fast mehrmals in der Minute durch die Überzeugung, anders nicht an Claire herangekommen zu sein, tilgen. Lieber hätte ich gegen zehn Dämonen gekämpft oder was weiß ich, als an einem Strick hängend mich zu langweilen, ohne zu sterben.

In dem Moment, in dem ich daran dachte, wie ich vor nicht allzu langer Zeit während eines Dialogs gesagt hatte, man solle Menschen stets nur so bewerten, als würden sie nackt an einem Seil hängen, fielen mir augenblicklich alle Kleider vom Leib und ich hing tatsächlich nackt in der Luft! Pein vor den Reisenden trat dabei weniger auf, da fast alle

Hängenden rechts und links von mir mehr oder weniger entkleidet waren. Ich war nur etwas überrascht über den Zusammenhang von Gedanken und Ereignis! Es war, als hätte jemand auf diese Idee gewartet.

Daß ich nun nackt war, machte es mir nicht gerade leichter: Schnell begann ich zu frösteln, die Beine ertaubten und nach so mancher Nacht konnte ich meine Nieren zählen, so explizit schmerzten sie. Aber gleichgültig, was mir widerfuhr – ich starb ja doch nicht.

Oft versuchte ich zu schlafen, um die Zeit zu vertreiben, oder die vorbeigehenden Menschen zu zählen, um nicht wahnsinnig zu werden. Hin und wieder sprach ich auch Gebete für Claire und mich, auf daß wir bald zusammenfinden. Und sehr rasch wurde mir bewußt, daß nur die Achtlosigkeit unseres Seins uns den Weg zum Unrecht betiteln läßt.

Die meisten der Reisenden sahen recht eintönig aus: fast so, als wollten sie zeigen, daß sie einer Beschäftigung nachgehen, obgleich sie gar nichts tun! Sie alle trugen einfach zusammengenähte, schlichte Gewänder in winzigen Variationen. Niemand aus dieser Menge stach wirklich in seinem Aussehen heraus. Aber eines Tages kam ein Mann, der tat es doch. Denn er blinzelte kurz zu mir hinauf.

Ich bemerkte es freilich, da ich mit der Zeit gelernt hatte, meine Umgebung kontrolliert und detailliert im Auge zu behalten. Das hätte *jeder* in meiner Lage gelernt! Jedenfalls sah ich das und rief ihn an: »Hey du! Du kannst mich sehen?«

Verschreckt blieb er tatsächlich stehen und bestätigte mir damit die erfolgreiche Kommunikation. Nur langsam und sehr vorsichtig blickte er mich ein zweites Mal an, und senkte sofort wieder seinen Blick, so als sey es etwas höchst Verbotenes, mich anzusehen oder gar mit mir zu sprechen.

Jedoch, er blieb weiterhin stehen.

»Was ist nun? Kannst du mich also wirklich sehen?«

»Ja natürlich!« fauchte er mich an: »Wir alle können das! Jeder von uns sieht euer Leiden an den Galgen!«

»Warum tut ihr dann nichts? Du mußt mich befreien! Ich muß einer wichtigen Aufgabe nachkommen!« – Er antwortete nicht sofort. Erst nach einer Minute ließ er verlauten: »Anders als in der *lebenden Welt* hat so manches, was *hier* passiert, weder Ursache, noch Grund, noch Zweck. Es kann also durchaus sein, daß du zu Unrecht dort hängst!«

»Na, und ob ich das tue! Wüßtest du, was für waghalsige Abenteuer ich auf mich genommen habe, um zu diesem Punkt zu gelangen, würdest du blaß werden! Ich bitte dich: hilf mir! Du bist der einzige, der das derzeit kann! Ohne dich ist mein Leben, und die Aufgabe, meine Geliebte zu finden, verwirkt!« – Und plötzlich tat er sich auf, sah mir direkt in die Augen und sprach:

»Es geht um die Liebe? Warum hast du das nicht gleich gesagt? Aber ...«, wand er sich schüchtern wieder ab, doch einen Moment später wieder auf: »Ach, was soll's. Ich war auch einmal wie du!«, woraufhin er zur Basis meines Galgens ging, ihn wie ein Affe bis auf meine Höhe erkletterte und meinen Strick mit einem rostigen Dolch durchtrennte.

Sofort fiel ich wie ein Sack Kartoffeln zu Boden. Nur noch im verschwommenen Augenwinkel nahm ich wahr, daß mir zuletzt die Fesseln geöffnet wurden und sich der kleine Mann rasch und wortlos entfernte, indem er sich wieder unter die Reisenden mischte. Wir beide schienen zu wissen, daß er – so getarnt – unmöglich meinen Dank empfangen konnte oder wollte.

Als ich wieder auf dem Boden lag (und zum Glück nun

nicht mehr bis in alle Ewigkeit an diesem Galgen baumelte!), fühlte ich mich wie etwas, das von etwas noch Größerem verdaut worden ist. Natürlich wußte ich nicht genau dieses Gefühl zu identifizieren, doch war es im höchsten Übermaß als greulich zu beschreiben. Mein ganzer Körper schmerzte mit einem Mal derart, als sey ich stundenlang geprügelt und gefoltert worden. Statt eines Schmerzensschreis drang nur ein unkontrolliertes Winseln hervor, weil sich mein Körper nicht entscheiden konnte, welcher Schmerz zuerst durch meine Stimme manifestiert werden sollte. Wäre mir nicht bewußt gewesen, bereits gestorben zu sein, hätte ich geglaubt zu sterben!

Nach ein paar Minuten ließ der universale Schmerz nach und ich begann wieder meine Organe zu fühlen; ich erlangte mein Augenlicht zurück, Blut floß wieder bis in die Füße. Die Hände entspannten, hinterließen aber durch den unwillkürlichen Druck der verkrampften Fäuste blutige Grabs Spuren dort, wo die Fingernägel auf der Handfläche ins Fleisch drangen.

Und nun, mein Potential befreit, war ich gewillt, in allem Maße Rache zu nehmen.

10 Wo die Seelenlosen hausen

Da ich nunmehr nackt war und ich meinen Weg derart ungeschützt nicht fortsetzen wollte, bediente ich mich an einer bereits skelettierten Leiche an einem der Nachbar-Galgen. Ich riß das Skelett herab, indem ich mich an seine Füße klammerte und zog mich danach mit seiner Kleidung an, die übrigens ebenso zerrissen war wie meine Nerven.

Bevor ich mich abwendete, fiel mir auf, daß man am Galgen offenbar doch irgendwann *sterben* kann, sonst gebe es kein Skelett!

Dann fragte ich mich, welchen Ort ich nun aufsuchen sollte, da am Horizont nirgendwo etwas Ähnliches wie eine Siedlung auszumachen war. Nur eben diese Straße, die beiderseits bis zu eben diesem Horizont reichte. Und so folgte ich dem Hauptlauf der Menschen – wohin auch immer sie mich führen würden. Die Wandernden waren selten gesprächig: Diejenigen, die überhaupt auf mich reagierten, waren entweder äußerst aggressiv oder sprachen eine mir unbekannte Sprache. Manches davon klang wie Indisch, anderes ähnelte den Worten eines Ungarn. Da mir die Leute scheinbar sowieso nicht weiterhelfen konnten, unterließ ich meine Kontaktversuche.

Statt zu gehen, begann ich mit Laufen. Die seltsame Physik dieser Wirklichkeit gestattete es mir, zwar außer Atem zu kommen und wie ein Sauna-Besucher zu schwitzen, aber zu keiner Zeit ein tiefgreifendes Durstgefühl zu verspüren. Am glücklichsten machte es mich auf meiner Reise, während meiner Rennerei andere Leute zu überholen. (Sie alle schienen es irgendwie nicht eilig zu haben!) Das gab mir ein unbeschreibliches Gefühl voranzukommen. Und da ich diesen Sport trotz fehlenden Trainings oftmals stundenlang durchhielt, ehe ich es mal für angenehmer befand, wieder etwas zu gehen, kam ich so schnell voran, daß sich sogar die Klimate zu wechseln schienen: War ich anfangs noch in einem gemäßigten Klimat aufgeknüpft worden, lief ich nunmehr durch eine Art Halbwüste. Und wengleich entsprechend den neuen Klimaten auch neue geologische Eindrücke und passende Vegetation erschien, so änderte

sich eines jedoch nie: Die Straße, der ich folgte.

Es war keine gepflasterte Straße, sondern ein ewig benutzter Trampelpfad. Während auf der einen Seite in geregelten Abständen Galgen eingesetzt waren, an denen Leute wie ich hingen und vor sich hinvegetierten, gab es auf der anderen Seite gar nichts. Rechts und links der Straße selbst gab es ebenso nichts. Bis auf die unberührte klimatisch gegebene Situation fand man nirgends Bauwerke oder sonst etwas, das mir bei meiner Suche hätte helfen können.

Das Problem an meiner Reise war es nicht etwa, Nacht für Nacht einen Schlafplatz zu finden, sondern täglich verstärkt zu bemerken, daß die Straße ihre Gleichmäßigkeit niemals änderte, und mich somit an die große Irreführung erinnerte, der ich ausgesetzt war, als ich noch am Galgen hing und in der Sonne brannte: Ich erhielt das Gefühl, meine Zeit für kein ersichtliches Resultat zu vergeuden, zurück. Aber noch gab ich nicht auf ...

Nach weiteren vier Tagen seit diesem Gedanken, in denen nichts Besonderes geschah, aber ich mir jeden Abend einreden mußte, am nächsten Tag gewiß auf eine mich zu Claire führende Spur zu stoßen ..., geschah es dann doch. Da schien eine richtige Stadt vor mir zu liegen, in die der Menschenstrom ein und aus ging. Und jetzt hieß meine innerste Frage *weniger*, ob ich Claire finden würde, als die Frage danach, ob ich sie wiedererkennen sollte! Denn ich hatte – seitdem ich ein zweites Mal gestorben war – bemerkt, in keiner Nacht, die ich schlief, zu träumen! Da ich aber auch nicht verrückt wurde, schlußfolgerte ich, daß ich wohl doch träumte, aber der Fähigkeit beraubt war, mich an das Erträumte zu erinnern! Das erschreckende Resultat war nun, daß sich langsam die Erinnerung an das Aussehen

– insbesondere das Antlitz von Claire – aufzulösen begann und es mir nur unter großen Anstrengungen gelang, das lächelnde Gesicht in meine Vorstellung zurückzuholen. Jeden Tag, den ich mich also länger in der Welt der Kastasyrte aufhielt, lief ich größere Gefahr, daß Claire einfach unerkannt an mir vorbeigeht, sofern sie mich ebensowenig erkennt!

Nun ließen sich auch mehr und mehr Häuser sehen: jedoch alles kleine, schäbige Katen aus Holz, manche sogar nicht einmal daraus. Es erschien wie das Elend in einem Armenviertel einer Metropole, nur ohne Metropole. Aber trotzdem sah ich weder spielende Kinder, noch bettelnde oder sonstwie arbeitende Leute. Entweder gab es solche, die schliefen; solche, die stumm saßen; solche, die sich (in ihrer mir fremden Sprache) unterhielten; und solche, die, wie ich, dem Strom in die Stadt oder daraus hinaus folgten. In mehr differenzierte sich das Tun dieser Leute hier nicht: Alle schienen arm, nur wenige überhaupt einer Sprache mächtig. Niemals sah ich jemanden essen, waschen oder kochen; Kinder gab es keine. Sie gehörten wohl nicht hier her.

Die ausdruckslosen, müden, gelangweilten Gesichter derer, die sich im Fortlauf ihrer eigentlich abgeschlossenen Existenz an ein besseres Leben erinnerten, offenbarten mir nicht das Elend der Armut, sondern das Elend, in dieser gegenwärtigen Welt ohne Grund und ohne Lebensmotiv gefangenzusein. Wohin hätte man auch gehen können? Außer dieser *Stadt* schien alles nur aus *Wüste* zu bestehen – und damit meine ich nicht nur eine öde, trockene Sandlandschaft, die zufällig in diesem Klimat vorherrschte! Sondern meine ich bewußt die Wüstenei der Ziel- und Streblosigkeit, den Verlust an Motivation und Gefühl sowie die Einbuße von

Freude und ... Liebe.

Was für eine beschissene Welt! Und gewiß nicht die meine!

Noch viel weiter drang ich in die *Stadt* vor, und nun erschienen auch andere Häusertypen und anderen Gestalten. Und mit anderen Grausamkeiten so unfaßbaren Ausmaßes, daß ich es nur in abgeschwächter Form wiederzugeben vermag. Einmal ging ich an einem mehrstöckigen Haus vorbei. Auf der Straße vor dem Haus tummelten sich einige Leute. Dann aber kamen zwei Menschen aus der Vordertür herausgerannt und prügelten sich vor den Augen der anderen. Einer von ihnen bekam den anderen zu fassen und starrte ihm direkt in die Augen. Doch statt sich zur Wehr zu setzen, schaute er vollkommen paralysiert zurück. Das ging nur ein paar Sekunden so, dann lief ihm aus allen Gesichtsoffnungen Blut: Es drang aus den Augenwinkeln, Nasenlöchern, dem Mund, sogar aus den Ohren schien es hervorzuquellen, und bei genauerer Betrachtung sogar bevorzugt dort! Es war, als hätte der bloße Blick des Dominanten die Eigenschaft, des anderen Gehirn zu verflüssigen!

Der Sterbende kniet oder liegt auf dem Boden und windet sich vor Schmerz. Doch ist das Besondere eigentlich nicht die absurde Verflüssigung des Gehirns durch bloßen Blickkontakt, sondern der Effekt, daß der Blick beider Personen in das entgegengesetzte Paar Augen niemals abriß: Der Aggressor starrte ihn an und der Sterbende vermag sich nicht abzuwenden. Schon als er tot ist und seine Arme nur noch unkontrolliert zucken, die Blutmasse das Volumen des Kopfes übersteigt und die Zunge hervorstielt, bleibt der Blick dennoch bestehen: Der Aggressor geht um den Leichnam herum, und der tote Kopf folgt ihm – unabänderlich

die Augen einander zugerichtet. Sekunden später gibt er ihn frei und geht. Der Gequälte (nicht *Tote!*) bleibt zurück.

Und wenngleich ich das beeindruckend fand, so kam es noch viel dreister: Die meisten Geschichten bekam ich von den Leuten hier zu hören, die sich zum Glück etwas gesprächiger zeigten als die auf der Straße hierher. Ich lief herum und stellte mich vor. Die meisten erschienen wie eine nur zur Hälfte existente Geistergestalt – unwürdig zu leben; verdammt, hier zu weilen. Einige andere erwiesen sich als so redselig, daß es mich manchmal schon nervte. Einer von ihnen war Kudo.

Kudo besaß eine kleine Hütte in der Hinterstadt. Es dauerte Stunden, bis ich mich zu ihm durchgeschwatzt hatte. Aber alles, was ich erfuhr, war gleichermaßen erschreckend wie hilfreich. Freilich fragte ich ihn auch nach Claire und wie er hierher gelangt sey und was er davor getan habe.

»Irgendwann bin ich einfach hier aufgewacht. Und an Details *davor* trage ich keine Erinnerung. Schließlich ist das jetzt schon zwanzig Jahre oder so her!« Von einer *Claire* wußte er wie erwartet nichts. Wer sie sey und warum ich gewillt war, sie zu suchen, wollte er stattdessen wissen. Und ich sagte ihm alles, was ihn aber nicht sonderlich beeindruckte. Ich nahm an, daß er vergleichbar Sonderliches in dieser Stadt gewohnt war.

Dann bat ich um eine Schlafmöglichkeit in seiner Kate, weil ich mich doch reichlich ermattet fühlte. Er gewährte mir zum Schlaf sein Bett, und noch bevor ich die Augen zutat, warnte er mich in einer unglaublich sachlich wirkenden Objektivität vor der Kastasyrte:

»Die Kastasyrte, der du schon bald und für immer begegnen wirst, hat einen erschreckend perversen Hang zum

Anormalen und zur Ironie. Du wirst hier makaber umgestalteten Künstlern begegnen, z. B. stummen Rednern, armlösen Malern und Schreibern, blinden Wachposten und so weiter. Nimm' dich also in acht vor ihr: Sie ist eine Meisterin der Erniedrigung und hat ein unbegrenztes Potential an Kreativität. Wer von uns *Lebenden* als nächstes einer ihrer grausamen Launen ausgesetzt wird, verbleibt dem Prinzip der Willkür überlassen! Dieser Ort ist ein Ort der Demütigung! Einstmals hatte ich einen Freund, der ständig Leute um sich herum hatte, die ihm unentwegt Witze erzählten. Doch war die Bedingung, stets Ernstheit zu bewahren: Schmunzelte er auch nur, bekam er sofort von allen Seiten Schläge durch die, die ihn erheiterten, bis ihm übel ward. Und nur zu gerne warne ich übermütige Neulinge in der Stadt, die noch genug Hoffnung in sich tragen, den einen oder anderen anzustecken. Darum lasse dir gesagt sein«, warnte er mich, »hier ist alle Hoffnung umsonst!«

Das wollte ich ganz gewiß nicht hören und ich bemühte mich um rasches Einschlafen. Wie erwartet, träumte ich nichts und erwachte gequält. Ich wußte nicht, ob sich die Kastasyrte bereits eine Pein für mich überlegt hatte, indem sie mir das Träumen verwehrte, aber das war nur eine Vermutung.

Bei Kudo bedankte ich mich – so höflich es ging – für seine Gastfreundschaft und die Ratschläge, deren Mißachten ich jedoch mit der Liebe zu Claire begründete. Aus den Hintergassen trat ich wieder auf die Hauptstraße und kam durch Zufall wieder dort vorbei, wo der arme Kerl durch den paralysierenden Blick gestorben war. Aber nun stand ein unbekannter Mann direkt neben ihm und schaute entfremdet auf den Toten (der bereits zu verwesen begann)

hinab. Eine Zeitlang beobachtete ich den Studenten – denn er schien den Leichnam mit bloßen Augen zu studieren! Dann trat ich zu und sprach: »Was gibt's da noch zu sehen? Hier hängen und liegen doch überall Tote herum! Was ist an ihm so besonders?«

»Ich bedenke . . . «, antwortete der Fremde ohne Zeitverlust, aber auch ohne sich nur einen Millimeter zu bewegen oder mich anzusehen: »ob ich ihm hätte helfen können.«

»Ich glaube nicht, daß Sie genug Mut hätten aufbringen können, sich in Zivilcourage zu beweisen! Sie hätten den Mörder einmal sehen sollen!«

»Das habe ich. Ich war Zeuge des Mordes – gestern. Aber das Wichtige ist: Zwischen Mut und Zivilcourage liegt ein großer Unterschied: Denn bei der einen Sache ist man sich dessen bewußt, das eigene Leben zu riskieren! Und für wen sollte man hier schon sein Leben bewahren, wenn nicht dafür, es auch einmal zu riskieren?!« – Er sprach in sehr bedrückten Worten. »Vielleicht für die Liebe!« grinste ich, und spielte auf mich und meine Motive an.

»Liebe? Für mich, und jeden, den du in diesem Ort triffst, ist *Liebe* nur noch ein Wort aus Buchstaben. So oberflächlich wie eine Zeitansage, die Frage nach Brot oder die Leugnung des Seins. In vielem steckt Tiefe. Aber in keinem Geschöpf hier auf der Welt der Leere!«

Ich schloß den Dialog mit einem zustimmenden »Hm« und setzte den Weg fort.

. . . Und je weiter ich ging, desto mehr Schrecken traten mir entgegen: Das hier war nicht einfach bloß ein Armutsviertel – es schien Inhalt der gesamten Welt zu sein! Nach und nach begriff ich, daß diese Un-Welt nicht allein von der Kastasyrte beherrscht schien, sondern ebenso von anderen

grauenhaften Attributen wie Zwietracht, Sucht und Arglist. An jeder Ecke fand man dafür eindeutige Hinweise! – Beispielsweise einen jungen Mann, der zusammengekauert in einer abgedunkelten Nische saß und am ganzen Leib ebenso heftig schwitzte wie zitterte (oder war es reine Angst?). – Jedenfalls fielen mir dazu nur diese Worte ein: »Nieder ist der Mensch, der sich einer Sucht hingibt!«

Ungeachtet dessen traf ich auch auf eine Gruppe von Leuten, die sich gegenseitig verprügelten und mit Gegenständen bewarfen; ein Kerl biß einem anderen ins Gesicht; einer stürzte sich von einem Hausdach, stand danach wieder auf und kletterte wieder am Haus hoch, um den Suizid zu wiederholen (er wollte sich wohl selbst umbringen, konnte aber nicht sterben!); dann gab es noch einen, der grub mit bloßen, bereits blutigen Händen im Boden; dazwischen immer wieder schreiende und mißgebildete Menschen . . . , und so vieles mehr.

Ich war entsetzt über die Detailtreue und die Kreativität der aufgebrachten Grausamkeiten. Bei Therak: So hatte ich es mir hier gewiß nicht vorgestellt! – Vor allem, weil die Ödnis des Totenreichs durch die Unzahl wahnsinniger und sich gegenseitig nach dem Leben trachtender Männer dieses Reiches aufgewogen wurde. Wenngleich direkt neben mir ein Mann einen scheinbar Unbekannten grundlos und spontan anfiel, um ihn zu würgen, hatte ich niemals Angst, diese *gefährliche* Gegend zu durchschreiten. Irgendwie fühlte ich mich stets sicher. Als gehörte ich unter dieser Wahnsinnigen, die das Unsagbare getan hatten.

Ich lief, bis mir die Beine müde wurden und nach Ruhe riefen. Wie gelegen – ich hatte den Ort noch nicht durchquert – erschien so etwas wie ein Hotel. Anfangs wußte ich

natürlich noch nicht, daß es eines sey, aber ich erblickte schon von draußen einen Alten, der hinter einem Tresen hockte. Mich erinnerte dieses Bild nun mal an nichts anderes als an ein *Hotel*.

Als sey ich an eine Leine gebunden und würde gezogen, bewegte ich mich instinktiv darauf zu. Sogleich wendete ich mich, als steuere mich ein inneres Programm, dem Alten zu und bat nach einem Zimmer für die Nacht. Doch der fragte mich weder nach Namen noch nach Geld (was sollte er *hier* auch damit anfangen können?!) und verwies mich stattdessen mit einem Handwinken bloß zu den Treppen. Es stand mir scheinbar frei, ein Zimmer auszuwählen.

Obwohl das Haus mindestens vier Etagen hatte, wollte ich unbedingt in den zweiten Stock. Hier schritt ich an all den geschlossenen Türen vorbei – bis zu einer ganz Bestimmten und dachte: »Das ist mein Zimmer.« Es geschah alles ganz automatisch und der sinkende Grad an Verwunderung darüber ließ mich vermuten, daß ich langsam eine Anpassung an diese Welt erfuhr. Nicht mehr lange und ich würde so willenlos funktionieren wie alle anderen hier festsitzenden armen Seelen. Beeilen sollte ich mich wohl mit der Suche nach Claire, aber das tat ich nicht. Stattdessen verspürte ich überragenden Drang zu schlafen.

Das Zimmer betreten, sah ich mich um. Es war karg und für jeden gewöhnlichen Gast äußerst unbefriedigend eingerichtet: Zwei Fenster mit dem Blick zur noch immer belebten Straße, eine nackte Matratze auf dem Boden, ein Spiegel an der Wand. Mehr nicht. Das Zimmer schien daher höchstens wie zu einem Fünftel des Raumes eingerichtet genutzt. Aber mir machte das keinesfalls etwas aus.

Hinter der Tür fand ich einen einzigen Stuhl, mit dem ich

die Eingangstür versperrte, indem ich ihn unter den Knauf keilte. So fühlte ich mich sicher vor Überraschungen. Dann legte ich mich nieder und schlief.

Es müssen einige Stunden verstrichen sein, da erweckte mich ein Geräusch: Ein Kratzen direkt an meiner Tür! Es war nicht so, als wollte sie jemand aufbrechen, sondern sich lediglich bemerkbar machen. Leise schlich ich zur Tür und horchte: Das Kratzen fand eine Fortsetzung. Und es klang etwa so, als würde der Betreffende mit einem spitzen Gegenstand daran herumscharren! Schließlich hörte es auf und der Täter ging fort. Ich öffnete die Tür einen Spalt, um die Identität des Verursachers festzustellen, und erschaute einen hochgewachsenen Mann, der auf der dem Flur gegenüberliegenden Seite vor meinem Zimmer stand. Eine finstere Gestalt mit verzottelten Haaren und zerschlissener Kleidung. Statt seines Gesichtes sah ich sein Messer umso besser, das er immer wieder mit der Spitze über die Tür des gegenüberliegenden Zimmers scheren ließ.

Dann öffnete so eine arme Sau dem Verrückten seine Tür und sofort stach dieser mit dem Messer zu. Ein überraschender Schrei noch, dann war er tot und der Unbekannte hatte seinen Erfolg. Dabei hätte auch *ich* es sein können, der da nun in seiner eigenen Blutlache liegt! Ich entschloß, in Zukunft noch größere Vorsicht walten zu lassen und mit entsprechendem Mißtrauen allem Neuen zu begegnen. Denn Mißtrauen ist manchmal die gesündeste Art zu leben!

Rasch schloß ich den Türspalt, ehe man mich sah, und begab mich nun endgültig zu Bett. Aber ich fand nur wenig Schlaf und sehr, sehr früh – beim ersten Gieren der Sonne über die Horizontlinie – tat ich die Augen auf. Das erste jedoch, das ich sah, war nicht etwa das Licht der Sonne, son-

dern das Blitzen einer Messerspitze, die aus unmittelbarer Nähe auf mein Gesicht niedersauste und *direkt* – nur wenige Millimeter davon entfernt – vor meinem linken Auge zur Ruhe kam. Daß das Messer nicht in mein Auge eingedrungen war (da ich das Messer noch zu sehen vermochte), realisierte ich erst Sekunden nach dem Ereignis. Doch war das Messer auch so nah meinem Augapfel, daß ich es unscharf erkannte.

Mein Kopf war tief in die Matratze versenkt und ich hatte mich so sehr erschrocken, daß ich am ganzen Leib kalt schwitzte. Mein Herzmuskel stach etwas und geatmet hatte ich seitdem nicht mehr. Außerdem schien eine Blockade für mein Schreien ausgelöst worden zu sein, denn ich brachte keinen Laut hervor. Und jetzt erst fixierte ich auch den zum Messer gehörigen Täter, der der Gleiche der letzten Nacht gewesen ist. Ich stellte mir weniger die Frage danach, warum ich Dumbbart vergessen hatte, die Tür wieder mit dem Stuhl zu sichern, als danach, warum der Kerl mich nicht tötete, sondern in seiner spektakulär-bedrohlichen Position verharrte.

»Wenn die Welt gebiert, was sie bereits hat, wird Verschenktes leben!« sagte Claire, als sie noch lebte. Seltsam, daß ich gerade in diesem Moment der Gefahr daran erinnert wurde. Nur selten empfand ich in meinem Dasein Angst zu sterben, und da auch nur, weil ich um die Gefahr um meine Geliebte wußte, die gerade bei mir stand. Aber wäre ich allein, ganz isoliert, so würde mir mein Weitblick reichen, über die unbekannte Grenze der Todesschwelle hinfortzusehen. Gewöhnliche Leute fürchten das Sterben, weil sie keine Vorstellung haben, was auf sie zukommt. Doch meine Kreativität hilft mir und meiner Angst ab.

Immerhin hängt ein physisches Hindernis bloß vom Körperbau desjenigen ab, der es überwinden will. Ein psychisches Hindernis kann aber jeder überwinden, da man den Verstand zu kontrollieren vermag! Es ist alles bloß eine Frage der Relation: Denn zeige ich Angst vor meinem Aggressor, ist zu schlußfolgern, daß er sich überlegen und gewaltbereit zeigt. Ist er sich seines Vorteiles aber nicht bewußt, so bin ich wiederum überlegen und kann ihn besiegen.

So stand ich auf – ganz langsam an der Wand entlang – und bemerkte, daß es den Kerl verunsicherte. Sein Messer nahm er trotzdem nicht von meinem Gesicht. Nun standen wir uns also gegenüber und taten gar nichts.

Meine Faust ballte sich ganz von selbst, nahm nicht einmal Schwung, aber federte nur Sekunden nach der Ballung los und schlug den Aggressor mit einer solchen Wucht nieder, daß es mich ebenso zu Boden riß wie ihn. Plötzlich spürte ich zusätzlich eine solch enorme Wut in mir, daß ich es mir nicht nehmen ließ, den Kerl an Kragen und Beinen zu packen und ihn rücksichts- und skrupellos einfach aus dem Fenster warf. Als er unten auf der Straße aufschlug, kümmerte sich wie erwartet niemand um ihn. Und für mich war das Problem damit auch beseitigt. Das Messer aber behielt ich, legte es unter die Matratze und lief selbstsicher außerhalb meines Zimmers auf dem Flur herum.

Ein Stück weiter saß ein Mann mit zerzaustem Haar auf dem Boden neben einer der Türen. Als ich ihm nahegekommen war, sprach er mich überraschend an: »Weißt du, was das Problem hier ist?«

»Nein«, antwortete ich höflich, aber neugierig.

»Na, dann schau' mal hier in das Zimmer!« grinste er und

zeigte auf die Tür neben sich. Ich öffnete sie gespannt. Zu sehen war ein erwachsener Mann, der gerade die Augen aufgeschlagen, die Bettdecke sich vom Leibe zog, sich aufsetzte und dann mit einem vergnüglichen Hopser aus dem Bett auf den Boden sprang. Daß er dabei auf die Schnauze fiel, war gar nicht so verwunderlich, denn er hatte auch nur ein Bein!

Hinter mir begann ein Gelächter. Es war der Kerl, der zuvor außerhalb des Zimmers im Flur gesessen hatte. »Was gibt es da zu lachen?« wollte ich wissen.

»Das ist Pereis. Sein Fluch ist, jede Nacht von seinem amputierten Bein zu träumen und die Hoffnung zu entwickeln, es behalten zu dürfen; aber dann stets jeden Morgen in der gleichen Prozedur daran erinnert zu werden, daß der Schmerz doch realer für ihn ist als sein Bein! Ich nenne das auch gerne: *Die Fabel, zu viel zu wissen!*« – Wieder lachte er höhnisch. »Aber schau nur ein Stück weiter! Komm! Komm!« drängte er und schob mich vor eine weitere Tür, die ich aufklinken sollte. Dieses Mal aber erwachte niemand. Die drei alten Herren, die dort gemütlich am Tisch saßen und Karten spielten, schienen recht friedlich und unbedrückt: »Einer von den Dreien«, so flüsterte mir mein Führer ins Ohr: »hat heute Geburtstag, und seine beiden Freunde deshalb zu einer guten, geselligen Partie Poker eingeladen.«

»Na und?« flüsterte ich unbekümmert zurück, um die kleine Gesellschaft nicht zu stören, die uns beide noch nicht einmal bemerkt hatte.

»Nun: Ein Geburtstag ist eigentlich nur die Erinnerung daran, daß man schon länger lebt, als es von Geburt aus vorherbestimmt gewesen ist. Doch obwohl dieses Prinzip nur auf einen anzuwenden bleibt, werden heute morgen

alle Drei sterben. Sie wissen es nur noch nicht, haben stattdessen die ganze Nacht hindurch in aller Gemütlichkeit gepokert und in Erinnerungen geschwelgt. Sie werden bald vor Müdigkeit einschlafen ... und nicht mehr erwachen. Macht dich das denn nicht traurig?!«

»Pah!« spottete ich: »Du Schelm weißt mir auch nicht mehr zu zeigen, als ich es in meinem Geiste an Graus bereits geschehen ließ! *Das da* läßt mich völlig kalt. Die Eleganz des Lebens fordert nun mal auch ihren Tribut, den Tod. Und gestorben bin ich bereits!« – Ich schlug die Tür wieder zu und sah meinen aufgedrungenen Begleiter scharf ins Gesicht: »Und nun hole ich mir mein Leben zurück!«

11 Dialog im Nebel

Mittlerweile hatte ich keine Erinnerung mehr an das betörende Aussehen meiner Geliebten. Ich glaube, daß das Sozialwesen in einem liebenden Menschen keine Bedeutung findet, da dessen Gefühle sowieso nur in der Sprache der Liebe ausgedrückt werden und deshalb nur für eine Person Geltung haben – für die, die dieser Mensch liebt.

Wenn dann auch noch das Phänomen der *umschlossenen Mitfühltätigkeit* – also wenn der extremste Punkt des Lächelns und der Liebe erreicht wird, sodaß sich die Gefühle beider Personen zu einem gemeinsamen Gefühl der Freude verbinden –, eintritt, und folglich eine Beziehung (diese emotional-soziale Bindung) zu entstehen beginnt, gipfelt dies in einem Höhepunkt im Leben eines jeden Liebenden: Zu wissen fähig zu sein, durch die von der Lieblichkeit zueinander gebildeten Macht zu kontrollieren, was auf der

Welt geschieht, wo und wann. Es mit einem gottgleichen Potential zu vergleichen, wäre gleichermaßen naiv wie töricht, denn Liebe übertrifft jede bekannte Göttlichkeit. Schließlich ist es auch allgemein bekannt, daß man sich im verliebten Status wesentlich stärker und aktionsfreudiger fühlt, als in einer solchen Lebensphase, in welcher man sich wegen des Fehlens eines Partners nicht zugehörig weiß. Ein verirrter Pol. Trotzdem nahm ich die mir rechtmäßig anvertraute Macht wahr und sah, daß mein polares Gegenstück nicht mehr weit entfernt sein konnte.

In den Totenlisten alter Zeiten steht geschrieben: Es sind immer die Klügsten, die am ehesten sterben. Denn es sind die, die die Welt zusammenhalten und gleichzeitig durch den Streit untereinander auseinandertreiben. Aber dieser Ort hier ist anders. Jeder Lebende, der hier nur kurz zu Besuch sey und egal, wie stark sein Glauben an ein Leben nach dem Tod wäre, wüßte auf der Stelle, daß dies hier nicht der vorstellbaren Banalität des *Ortes nach dem Tode* gleichzusetzen ist.

Langsam beginne ich, *alles* zu verstehen. Und darin schein ich wohl einzigartig: Ich möchte bezweifeln, daß noch jemand, der in dieser schrecklichen Welt umhergeht, ähnlich gestützte Gedankengänge produziert, wie sie aus mir unentwegt herausprudeln. Es mag sein, daß dies auf folgende Gründe zurückzuführen ist:

1. Einige dieser gequälten Seelen waren einst wie ich und dachten über gleiche Phänomene nach. Doch verloren sie diese Eigenschaft durch ihr unendlich langes *Exil*.
2. Es hat etwas mit meiner Abstinenz zu Drogen wie Alkohol und meiner Affinität zu Liebe zu tun: Ich habe

nie und werde auch niemals Alkohol konsumieren. Denn mein Verstand ist alles, was mich von dieser verlorenen Welt trennt (meint man die der Lebenden, der Sterbenden, der Toten oder die der Gequälten, in der ich mich momentan aufhalte)!

3. Ich kann entsprechend klar und unbeeinflusst denken, weil ich ursprünglich nicht in diese Welt gehöre: Schließlich habe ich mich *synthetisch* hierher begeben, es war mir also nicht vorherbestimmt.

Zu sehen, daß die Geschichte und die globale Grundlosigkeit langsam durchsichtig werden, befriedigt ungemein. – Teile tragen dazu bei. Nicht die Selbstsucht des Ganzen!

Weiter dachte ich nach und stimmte in mir überein, daß – falls es in dieser Welt tatsächlich kein weibliches Geschöpf außer Claire und vielleicht der Kastasyrte (hier bin ich uneins) gebe –, die Polarität umso größer ausgeprägt und umso leicht er aufzuspüren sein sollte. Es mußte ganz einfach sein – mir fehlte bloß noch der richtige Ansatz.

Ich sah schon in so manche hellen Augen. Doch keine erschienen mir so *bedeutend hell* wie die von Claire. Der bloße Gedanke an sie brachte mich zum Beben. Und er führte mich zu Wut: Nicht zu wissen, wie sie zu finden ist. Ich hatte ja noch nicht einmal eine Ahnung, welche Ausdehnung diese Wirklichkeit besaß! Wenn dies wirklich die Welt der Qualen war, so müßte sie unendlich groß sein, damit ich – gequält durch die Zeit – unendlich lange nach ihr suche. Mir war klar, daß es nicht *so* einfach sey, Claire vor mir in einer abgegrenzten Stadt wie dieser zu verstecken. Es war wie ein verpacktes Geschenk: Man weiß, es liege in

seinen Händen und wäre real. Nur wüßte man nicht, was es sey. Ebenso erging es mir, sie zu finden.

Ich verließ die Stadt und ging fort in die Wüste, wo ich so lange lief, bis ich müde wurde. So weit man blicken wollte, war kein Anzeichen von irgendetwas zu entdecken, das auf beliebige Weise mit dem Menschsein in Verbindung gebracht werden konnte. Ich ruhte in einer Felsnische und schaute mich um. Mir war nicht etwa ängstlich, weil ich nicht wußte, was auf mich zukommt oder welche Gestalten sich des Nachts zeigen. Sondern, weil ich alleine war.

Zusammen mit Claire fühlte ich mich stets sicher, da ich wußte, wo sich das einzige Subjekt aufhielt, das meiner Meinung nach Schutz bedürfte. Selbst im Inneren eines Magens hätte ich unter diesen Umständen meiner Besonnenheit gefrönt. Aber nun ... war ich allein.

Wüßte ich zumindest noch ihren Namen! Ich wußte nunmehr gerade noch, er beginne mit dem Buchstaben C, aber der Rest war vollständig entfallen. Je länger ich mich hier aufhielt, desto mehr an Details über meinen *Auftrag* schien ich zu vergessen! Mein Wunsch schien in diesem Moment ganz offensichtlich: Ich wollte ihr Tagebuch lesen. Denn das Tagebuch einer Frau sagt weit mehr über ihre Vergangenheit aus, als alles andere. Und ich bin mir ganz sicher, jener, die ich liebe und auf deren Suche ich bin, schon einmal so vertraut gewesen zu sein, daß ich ihre Anwesenheit spüren konnte, ohne sie zu sehen. Aber nun war meine Seele und mein Gewissen diesbezüglich so leer wie der Ort, an dem ich mich befinde.

Es hat lange gedauert zu erkennen, daß es sinnlos ist, ans Aufgeben zu denken, sodenn die Aufgabe das Erretten der Welt einschließt und es bei einem Aufgeben sowieso alles

verloren wäre. Im klassischen Sinne werde ich hier auch nicht *die Welt* erretten, aber zumindest habe ich das Gefühl, durch die heroische Suche nach meinem mir zugehörigen Weib mich selbst zu retten – zumindest ein wenig. Immerhin sagt man ja auch, daß derjenige, der öfter einsam ist, entweder einen großen Denker oder einen liebenden Menschen darstellt. Und ich glaube ferner, schon lange genug einsam umhergezogen zu sein, um dieses anspruchsvolle Kriterium zu erfüllen.

Um zur Kastasyrte zu gelangen – so sah ich letztlich in der Dunkelheit ein –, mußte ich nicht *sie* suchen, sondern es bewerkstelligen, daß sie zu mir kommt. Immerhin war ich Gast in ihrem Land und es wäre töricht zu behaupten, mich hier besser zurechtfinden zu können, als sie. Also trachtete ich im Grunde danach sie anzulocken. Und die einzige Option, die mir dazu einfiel, war jene, ein Feuer zu entzünden. Im Reich des Todes hatte es ja auch funktioniert und sogar mit berüchtigtem Erfolg! Aber was war *hier*?

Ich konnte mich nicht beirren lassen und suchte einige Scheite zusammen. Dabei fiel mir ein, daß auch ein jedes Jagdsystem immer aus Köder und Falle besteht – aber nur die Liebe beides zugleich ist!

Viel war es nicht gewesen, was ich an kleinen, dünnen, knochigen Ästen aufschichtete, und zudem hatte ich keine Ahnung, womit ich das Feuer hätte entzünden sollen. Aber das Belastende war ja eigentlich, daß es zu regnen begann. Natürlich hätte ich noch einen Tag warten können, bis alles wieder trocken sey, oder eine Woche, ein Jahr. Aber wozu warten, wenn es um etwas *so* Wichtiges geht?!

Eigenständig beugte ich mich über das halbnasse Holz und schob Stöcke, so fest es ging, aufeinander her, um ei-

ne effiziente Reibungshitze zu erreichen. Doch je mehr ich rieb, desto stärker schien es zu regnen, und desto schlaffer wurden meine Hände. Um das beginnende Zündeln zu unterstützen, rupfte ich mir einige Haarbüschel vom Kopf und legte sie dem Zentrum der beginnenden Hitze bei. Die Schmerzen über das herausgerissene Haar und die scheuernden Stellen an meinen Händen hingegen waren mir einerlei – mit allem Willen wollte ich diese Suche nun zu einem Ende führen, einem Ergebnis.

Blies der Wind umso kräftiger, war ich nur dazu angespornt, heftiger zu reiben. Eine Niederlage wollte ich nach all meinen Erfahrungen einfach nicht mehr ertragen: Und ich haßte es schon immer zu verlieren. Es bringt einen zwar nicht um, aber es zermürbt den Verstand.

Und dann endlich . . . war mein Feuer entfacht: Nur klein und unscheinbar. Doch war ich von dessen Wirkung nunmehr überzeugt. Selbst der Regen hatte nachgelassen: Der Natur Plan, mein Vorhaben zu vereiteln, war gescheitert. Stark ermüdet lehnte ich mich an den Felsen.

Immer mal glaubte ich, einem Sekundenschlaf zu verfallen, dann regte ich mich selbst wieder wach und beobachtete die Gegend; sah zu, daß das Feuer nicht ausging und ruhte meine Sinne aus. Das Feuer wärmte mich kaum. Aber das war auch nicht sein Sinn.

Dann, nach vielen Stunden der ermüdenden Trägheit, geschah es, daß sich Nebel bildete, der sich seltsamerweise nur in einem Radius von rund vier Metern um das Feuer nicht verdichtete. Ich rückte dem Feuer näher, da ich es für angemessen hielt und bemerkte, mich im Recht zu wissen, die weitere Verdichtung des Nebels richtig vorausgesagt zu haben: Die Wand wurde sogar so opak, daß ich noch nicht

einmal mehr den Felsen identifizierte, an dem ich gerade noch lehnte. Lediglich mein Feuer – brav und ungezügelt flackernd – schien die dichte Materie fernzuhalten.

Nach weiteren Minuten, in denen der Nebel sich dem Feuer nicht mehr näherte und einen scharfen Grat zur fest definierten Radiusgrenze bildete, war ich mir endgültig der Präsenz der Kastasyrte bewußt.

»Bist du endlich da?« betonte ich abwertend: »Ich kann den Gestank deiner Neugierde förmlich riechen! Und wie du siehst, habe ich auch keine Angst mehr. Jetzt nicht mehr.« Dann senkte ich den Blick und erwartete eine Antwort: »Im Regen brennt nur das Feuer des Energischen«, flüsterte eine diffuse Stimme, aber es bildete sich keine Gestalt aus dem Nebel heraus.

»Nur ziehe ich meine *energische Haltung* nicht aus freiem Willen, sondern aus Liebe!«

»Aus bloßer Liebe zu einem Menschen? Kaum etwas anderes ist so unbeständig wie *das*!«

»Wer will das beurteilen?« kritisierte ich scharf und selbstbewußt: »Viele Vorbilder für deine Behauptung finden sich in deinem Reich ja nicht!«

»In dem Reich, das *du* deine Heimat nennst, ist es ebenso!« zischte die Kastasyrte.

»Dann sind wir eben eine Anomalie. Aber das macht nichts zu Sache. Denn es gibt nur einen Grund, weshalb ich hier bin. Und zu Beginn könntest du dich zeigen, damit ich von Angesicht zu Angesicht reden kann!« – Eine Antwort ließ etwas länger auf sich warten.

»Ich weiß, was du wünschst«, zischte die Stimme.

»Das ist gut für dich!« entgegnete ich hingegen mutig.

»Dein Mut fußt auf keinem Vorteil. Menschen haben die

Eigenschaft, vor dem, was nicht sichtbar ist, Furcht zu zeigen: Weißt du Narr überhaupt, mit welcher Art von Instanz du dich einläßt?«

»Mit einer Illusion – einer Feigen, möchte ich korrigieren!«

Vollkommen gelassen und unbeeindruckt brachte die Stimme hervor: »Es ist nicht möglich, mein Erscheinen durch Beleidigung künstlich zu beschwören. Im Gegenzug vermag ich zu betrachten, wonach du suchst: Direkt ... vor ... mir.«

Meine Augen schlossen sich von selbst: Ich wußte, daß die Kastasyrte meine Geliebte gefangenhielt und den Reiz reflektierte, was durchaus wirkte: Mein Wunsch war innig und eindeutig, anstelle der Kastasyrte ebenso meine Gefährtin zu betrachten.

Ich atmete durch: »Ich kann mich absolut prädestinierend und abstinentiell verhalten, wenn es darum geht, Liebe zu wahren!« Die Versuchung war extrem und stärker, als ich es jemals erwartet hätte. Und damit war zugleich bewiesen: Kaufen kann man nur drei Arten von Menschen: Huren, Arme und Verliebte (wenn man ihnen die geliebte Person verspricht!).

»Ich sehe die Schwäche in dir!« sprach die Kastasyrte fort: »In einem jeden Menschen stößt man auf Schwäche!«

»Sie zu lieben, ist keine Schwäche, sondern ein Privileg! Ein Vorzug, den du gewiß niemals verstehen kannst!«

»Natürlich! Denn meine Natur verbietet es mir, mich mit vergänglichen Dingen zu beschäftigen! Liebe ist doch nur wie eine Pflanze: Ist sie in jungen Jahren, so wird sie Früchte tragen. Aber ist sie alt, so wird sie letztlich verdorren!« warf sie dieser Heiligkeit vor.

»Aber erst, wenn man liebt, ist man individuell! Anders hat man gar keine Chance, gegen die Übermacht der Sinnlichkeit der realen Welt zu bestehen!« – Wieder Schweigen.

»Und was ist mit mir und ihr?« setzte ich fort, »Ich glaube nun nicht mehr, daß es allein um sie geht, sondern vielmehr um mich, und sie nur aus diesem Grund hierher entführt wurde, da abzusehen war, daß ich ihr folge! Aber warum hast du mich nicht direkt geholt? Weshalb der Umweg über ihr Leiden und das Meine? Und wieso überhaupt ich?« – Die Kastasyrte wartete ab und bedachte sorgfältig.

»Zunächst einmal kann ich nur die nehmen, die bereits tot sind. Der Tod aber selbst soll nach eigenen Aussagen Probleme gehabt haben, dich unter begründetem Umstand sterben zu lassen, weshalb das Unterfangen mit Claire anlief.«

»(Das also war ihr Name!)«, murmelte ich: »Und warum?« blickte ich wissen- und furchtlos auf den Boden: »Warum *ich*? Was ist an mir so Besonderes, das du begehrst?«

»Viel hast du erlebt!« setzte sie sogleich an.

»Jawohl, das stimmt!« antwortete ich hingegen ebenso aggressiv wie aufgeregt: »Und dabei sind noch nicht einmal die Schmerzen um Claires Ableben erfaßt! Mein Leben lang hatte ich mir vorgestellt, ein Segel zu sein, das von allen Seiten durch die Gesellschaft erbebt werden würde, sie aber meinen Kurs niemals hätte beeinflussen können! Und nun stellt sich mir die Frage nicht mehr danach, weshalb ich von allen Seiten bedrängt werde, sondern *wieso* anstatt der lächerlichen Wirkung des Windes sich nicht das Meer auf tut, um mich als Boot zu verschlucken! Ich könnte kotzen, wenn ich darüber nachdenke, für wen ich in meinem Leben nicht schon den Kasper dargestellt habe! Das ist doch völlig

irrsinnig, was ich bis zu meinem Tod eigentlich betrieben habe! (Insofern war es gar nicht so verkehrt zu sterben!) Aber man bedenke nur, daß sich irgendwelche Idioten nun Gedanken darüber machen, warum ich Suizid beging, der in Anbetracht der dem Tod folgenden Welten im Grunde keiner war!«

»Du bist dem Ruf deines Schicksals gefolgt, weil du dein Leben satt hattest!«

»Nein«, schüttelte ich überlegen den Kopf: »Das ist es eben nicht. Ich kann nicht erwarten, daß jemand, der so beschränkt ist wie du, das verstehen kann: Daß es eben nicht darum geht, dem Unglück zu entfliehen, sondern dem Glück zu folgen; Claire gefolgt zu sein! Und entgegen vieler Meinungen beschreibt dieses Wortspiel eben nicht dasselbe! – Es ist eben das Potential, das meinen Willen bedingt. Das Potential, das mich herführte.«

»Und ... würde dein Potential erlöschen, wenn ich das töte, das dir Kraft gibt?«

»Du willst Claire töten?« fragte ich mit wissenlosen und gehaltenen Gedanken: »Du willst eine Tote töten? Das ist doch schon an sich töricht! Du kannst uns gar nichts! Ich glaube vielmehr, daß der einzige Grund dafür, daß wir beide noch existieren, jener ist, weil du, Kastasyrte, unfähig bist, uns zu trennen oder separat zu eliminieren! – Ebenso wie der Tod, der uns zwar aus dem Leben riß, aber nicht zu trennen vermochte! Und aus genau diesem Grund wirst du mir jetzt auch ... meine Gefährtin ... übergeben!«

»Und was wird wohl geschehen, sollte ich nicht darauf eingehen?«

Ein wenig grinste ich noch, dann meine umformulierte Drohung: »Indem du mich hierhergelockt, hast du dir vor

das eigene Knie getreten! Mir kannst du weder mehr Qualen zufügen, noch seelisch grausamen Schmerz, als ich ihn bereits erlebte oder ich ihn mir vorzustellen vermag! Meine Präsenz ist in deinem Reich völlig unnützlich, aber wird dir drücken, wie ein Stein im Schuh: Ich bin nicht nur äußerst unangenehm hier, sondern auch eine konkrete, bedrohliche, überlegene und – dir zum Trotz – liebende Anomalie. Also gibst du sie mir entweder freiwillig feil, oder deine *Heimat* wird niemals wieder so sein wie zuvor: Der Angstlose ist in deiner Welt die Flamme, die dich verbrennt!«

Eine Weile passierte gar nichts. Dann endete das penetrante Summen in meinen Ohren und der Nebel lichtete sich. Anfangs dachte ich, die Silhouette der Kastasyrte zu erkennen, wie sie sich im nebligen Drumherum abzeichnete. Aber ich erfuhr rasch, daß es nicht sie war, die mich zu belehren lernte, sondern jene, deren vollständigen Namen ich bis dahin vergessen hatte, nun aber in mein Gedächtnis zurückgekehrt war: Claire Dennisburrow. Über all die Zeit habe ich vergessen, wie sie aussieht, duftet, geht, lacht und spricht. Aber nun weiß ich, es nur mit einer oberflächlichen Erscheinung zu tun gehabt zu haben, die mein tiefgründiges Erinnern nicht anzugreifen vermochte. Vielleicht vergleichbar mit einer vergessenen Melodie: Je mehr man darüber nachdenkt, desto unwahrscheinlicher wird es, sich daran zu erinnern. Aber hört man die Melodie dann, fällt einem alles wieder ein.

Ich fühlte in diesem Augenblick keine Romantik, denn eine Situation ist immer nur so romantisch, wie man selbst romantisch darauf eingestellt ist (Blumen, Kerzen, Dunkelheit, Musik, Düfte, Regen und so weiter tragen *niemals* dazu bei, sondern stets nur die Bereitwilligkeit der Lieben!),

aber in diesem Moment fühlte ich ganz anderes: Ein Siegesgefühl; eine Erleichterung und zugleich Erschöpfung; den Drang zu schlafen; den Wunsch, vor Glück zu sterben. Aber am meisten das Verlangen, meine Geliebte in die Arme zu schließen.

Also stehe ich ihr gegenüber und schaue sie an. Von den Ereignissen im Krankenhaus, den Tagen am Galgen und der elenden Suche nach ihr lasse ich mir nicht das Geringste anmerken. Und wer weiß, ob sie nicht dasselbe mit *ihren* schrecklichen Erfahrungen denkt! Ich sehe, daß wir beide lange gequält worden sind, aber nicht die Vergangenheit, sondern die Gegenwart von Bedeutung ist – wir sahen die primäre Wichtigkeit, uns *jetzt* begegnet zu sein.

Dann stürzte Claire unter Tränen auf mich zu und sprach, sie hätte die ganze Zeit über gedacht, daß ich die Suche nach ihr längst aufgegeben, ja sogar seit ihrem Tod niemals begonnen hätte! Dabei hing ihre ganze Hoffnung an dem einen Moment – so berichtete sie mir aufgeregt weiter, während sie mich umarmte –, als sie mir (nur Minuten, bevor sie der Tod mitnahm) ein letztes Mal auf dem Flur im Krankenhaus begegnet war. So sehr hatte sie gebangt, ob ich ihre Nachricht wahrhaftig aufgenommen und verstanden habe:

»Ja, das habe ich, wie du siehst«, lächelte ich sie in Zufriedenheit an: »Aber ich wäre dir auch dann gefolgt, wenn du keinerlei Hinweis hinterlassen hättest! Auch, wenn ich überglücklich bin, dich endlich wieder zu spüren, kann ich doch nicht abtun einem Fluch zu unterliegen, der ein Treffen mit dir unter den unmöglichsten Umständen bedingt!«

»Was meinst du?« – Dabei lockerte Claire ihren herzlichen, aber erstickenden Griff.

»Nun, als du komatös gelegen, da habe ich in meinen

Träumen mit dir gesprochen. Und jetzt, da ich dir nach unfafßbar langer Zeit erneut begegne, ist es das Medium des Nachlebens und nicht das der Traumwelt, das uns umschließt!«

»Wie egal mir das ist! Unglaublich egal! Ist denn nicht die Hauptsache«, lehnte sie ihren Kopf an den meinen: »unser Zusammensein?!«

Ich nickte leicht. Es hätte aber auch gar keine Geste sein können. »Hör' mal«, begann ich bescheiden und nervös: »Manchmal war ich mir während meiner Reise gar nicht so sicher, dich wiederzusehen! Oftmals bin ich dem Aufgeben näher gewesen, als ...!«

»Ach Unsinn!« versuchte sie meinen Unmut zu trösten (wie sie es immer getan hatte): »Ich habe nie gezweifelt, daß die Liebe am Ende obsiegt!« – Aber ihrem Enthusiasmus (sehr berechtigtem Enthusiasmus, möchte ich hinzufügen, denn schließlich fanden wir uns nach so langer Zeit der Abstinenz!) stand meine Nüchternheit gegenüber: Ich schüttelte den Kopf mit einer solch' absurden Vorstellung darin, als hätte ich Flöhe im Haar und wollte sie abwerfen.

»Nein!« rief ich lauter: »Nein! Das kann nicht dein Ernst sein! Bewahre die dich definierende Ehrlichkeit!«

»Was hast du?« – Sie sorgte sich und es tat mir leid, ihr diesen letzten Schmerz zufügen zu müssen, aber ich ließ sie los und ging ein paar Schritte durch die Nacht. Wie erwartet, folgte sie mir.

Was hatte diese Welt mit mir gemacht? Wohin ist mein anfänglicher Wille entschwunden? Mein Herz schlug wie wild und ich fühlte, daß mir die Ohnmacht drohte. Also setzte ich mich nieder. Als ich bemerkte, daß mir selbst das nicht half, legte ich mich auf den Rücken. Und erst jetzt

erkannte auch Claire, der ich stets Gutes wollte, daß mit mir etwas nicht zu stimmen schien.

Der Puls raste wie Minuten zuvor, meine Lunge schien zu platzen, ebenso wie der hämmernde Kopfschmerz mit dem Herzen wetteiferte, wer mehr könne oder zuerst aufgebe. Die Glieder zuckten ein letztes Mal, und ich sah Claires Gesicht über mir im Schein des Feuers, das einst die Kastasyrte zu mir führte.

12 Aus anderer Sicht

(Diese Erzählung wird von mir, Claire, fortgesetzt.)

Wahrhaftig hatte ich keine Ahnung, welcher Arg meinen Geliebten in so kurzer Zeit befallen hat, aber man wird sich vorstellen können, daß es mich von innen zerfraß ihm dabei zuzusehen, und zu wissen, daß jede Gegenmaßnahme sinnlos sey. Ganz tief schaute er mir in die Augen und weinte ein paar Tränen. Ich kann nicht vergessen, daß ich in diesem Moment versucht habe, das Zittern seines ganzen Leibes zu ignorieren, um mich auf sein wärmendes Gesicht zu konzentrieren.

Er sprach in gebrochenen Fragmenten jenen einen Satz so, als würde ihm die Aussprache der Buchstaben schmerzen: »Me ... ut tibi ... amicissimum esse intellegeres ... , laboravi!« – und dann nie wieder etwas. Ich wußte nicht, was es bedeutete, aber als er starb, hat er noch nicht einmal die Augen verschlossen, so mutig blickte er allem entgegen – selbst dem, was nach dem Leben nach dem Tod komme.

Mein Schock saß unfafßbar tief, ihn, den ich liebte, so radikal und grausam verloren zu haben. Ich brachte mi-

nutenlang kein Wort hervor, sondern umgriff mit starren Fingern seine Hand, sein Kinn, seine Stirn. Es war falsch, daß er mich gerade jetzt verließ.

»Das ist der Preis für das Ungemach, mich befehligen zu wollen.« – Erschrocken drehte ich mich um und sah die Kastasyrte. Ich hatte die Mörderin gefunden.

Die erste und primäre Reaktion, die ich hervorbrachte, war jene, auf sie gewissenlos zuzustürmen und um mich zu schlagen, zu schreien und zu fluchen, solange bis mir der Atem ausging. Aber die Kastasyrte war wie ein Gespenst – materiellos, und ich traf mit meinen Schlägen gar nichts. Erschöpft setzte ich mich in den Sand. Wir sahen uns wortlos an. Aber ich begann in höchst mißbilligender und abwertender Weise zu sprechen:

»Wenn Herrscher etwas haben wollen, das sie nicht bekommen können, wollen sie es nur umso mehr haben. Wenn sie wissen, es nicht haben zu können, glauben sie nicht mehr daran, es nicht haben zu dürfen. Wenn sie nicht mehr daran glauben, es nicht haben zu dürfen, glauben sie, es bereits zu haben. Wenn sie glauben, es zu haben, ärgern sie sich, einen solch langen Gedankengang darauf verschwendet zu haben, zu verstehen etwas zu besitzen, das sie niemals haben können!«

»Du glaubst, ich könnte niemals *ihn* – deinen Geliebten – *nehmen*? Wie du siehst, habe ich gerade sein Leben beendet!«

»Aber warum?« schrie ich hervor. Es folgte ein kurzes Schweigen zwischen uns.

»Hast du eine Ahnung, wie vielfältig meine Aufgaben sind?! Pah! Es tut mir noch nicht einmal leid, ihn gerade jetzt zum Sterben verurteilt zu haben! Er war mir nicht wichtig.«

»Aber *mir!*« – Jedesmal glaubte ich, mein Schreien nicht mehr übertönen zu können, und tat es doch.

»Es ist besser«, begann die Kastasyrte erneut ihr fehlgeleitetes Gerede: »wenn dich jemand haßt, als wenn er dich verspottet: Denn wenn er Haß auf dich verspürt, hat er noch immer Respekt und Achtung vor dir, die ihn ängstigt!«

»Angst?! Angst soll ich haben?! Inzwischen vor gar nichts mehr! Nicht einmal vor einem Selbstmord! Ich will so nicht leben – ohne ihn. Er hat so viel getan, um mich zu finden. Und ich ... stehe in seiner Schuld für diese selbstlose Tat.« – Wieder schwieg sie, um genau die Worte zu formulieren, die sie dachte:

»Natürlich bist du enttäuscht und traurig über meine Entscheidung. Aber dein Selbstmordplan findet keinen Konsens: In dieser Welt entscheide *ich*, wer stirbt, und nicht das Individuum! Und ich entscheide, daß du lebst.«

Mein Haß auf sie wuchs von Sekunde zu Sekunde. Dennoch verließ mich die Kraft, mit ihr so destruktiv zu streiten: »Weißt du denn, wohin seine Seele ist? Was ist die Welt nach dieser?«

»Ich weiß es nicht. Ebenso wie der Mensch unwissend der Existenz nach seinem Ableben ist; der Teufel nicht weiß, was nach der Hölle kommt; der Tod nach seinem Reich; kann auch ich nicht sagen, wohin die *gestorbene* Seele nach meinem Gewähren wandert.«

»Ich nehme an, deren Schicksale interessieren dich auch nicht, oder?«

»Dein Sarkasmus wird nichts an deinem Impuls ändern, mich zu hassen. Und trotzdem wirst du weder mich, noch dich selbst zu töten wissen.«

»Da hast du vollkommen recht: Mit *dir* will ich tatsächlich

nichts mehr zu tun haben! *Als ich noch lebte*, [mein Blick schwenkte kurz auf Hanks Leichnam] gab es immer wieder verschiedene Ursachen für ein Leiden. Aber nun – nachdem du mir das genommen, das ich niemals aufhörte, zu lieben – ist alles so einfach geworden: Es gibt nur einen Schmerz. Und nur einen Aggressor – dich.«

»Deswegen bin ich auch *die*, die ich bin!«

»Stolz ändert nichts an deiner Schuldigkeit.« Meine Sachlichkeit überraschte mich selbst etwas: Ich agierte nunmehr völlig gefühllos; ich war an Emotionen ausgeblutet, seitdem der Mord geschehen war. Die immense Tragik, die mich fortwährend prägte, war untragbar.

»Vielleicht kann ich dich diese *Schuldigkeit* lehren, damit du sie letztlich verstehst! Was willst du sonst mit der ewigen, dir geschenkten Zeit tun?«

Ich machte einen Schritt rückwärts auf Hank zu, ließ dabei aber die Kastasyrte nicht aus den Augen. »Was man zu erziehen wünscht, ist meistens zu mißachten gerechtfertigt!«

»Was hast du vor?«

Nochmals schritt ich rückwärts auf den Körper zu, behielt aber den Blickkontakt zur Kastasyrte aufrecht: »Ich werde mich neben ihn legen . . . , und dort sterben.«

Mir war klar, daß sie nicht eines dieser Worte geglaubt hatte, weswegen sie auch ein Grinsen auflegte und dachte, ich würde spielen. Während ich mich längs an Hanks noch warmen Körper legte und seinen willenlosen Arm um meinen Brustkorb führte, so als würde er mich halten, ging meine Peinigerin auf ihr geglaubtes Spiel ein: »Willst du denn – bevor du *stirbst* – nicht wissen, was die letzten Worte deines Gefährten bedeuteten?«

Ohne mich ablenken zu lassen oder sie eines Blickes zu würdigen, war meine emotionslose, gelangweilte Antwort »Was sagte er?«, und ich kuschelte mich weiter an ihn heran, machte es mir bequem.

»Er sprach: *Ich habe mich stets bemüht . . . , dich spüren zu lassen, daß ich dir . . . nah verbunden bin.*«

Nun sah ich doch noch einmal in ihr Gesicht; ein letztes, erbittertes Mal: »Ich dachte mir so etwas schon. Denn auch wenn du imstande warst, ihm das Leben zu nehmen . . . , bin ich doch *die*, die es verstand.«

Danach schloß ich behende die Augenlider und schlief für immer ein.

13 Grenzenlos

Die Kastasyrte hatte mit Gewißheit nicht damit gerechnet, daß ich befähigt sey, aus eigenem Willen heraus meinem Wunsch zu sterben nachzukommen. Und doch ist es geschehen, und der aufmerksame Hörer dieser Schrift wird zwei Anomalien bemerkt haben:

Erstens habe ich etwas getan, von dem die Herrin ihres Reichs überzeugt war, daß es unmöglich sey, es zu tun. Aber das Geschehene läßt den Schluß zu, daß ich entweder eine größere Macht als sie besitze, oder aber eine andere, ihr unbekanntes Eigenschaft in mir trage, die mich zu besonderen Taten ermächtigt. Ich selbst bin der Überzeugung, daß Letztes richtig ist, und die Quelle meiner Tat sey die Liebe zu Hank.

Die zweite, sehr denkwürdige Anomalie ist, daß ich weiterhin über etwas berichten kann, das nach meinem Tod

passierte. Aber ist es unter diesem Betrachtungspfad dann nicht ebenso seltsam, daß Hank mich *aktiv* suchte, nachdem er mir in den *Tod* gefolgt ist? Kein Mensch hätte *das* erwartet, aber wird dadurch meine derzeitige *Position* gerechtfertigt? Würde nicht vielmehr durch die bloße Darstellung des reinen, aufgedeckten Sachverhaltes diese ganze Schrift hinfällig werden?

Die Beantwortung der Frage, ob ich Hank in jener Welt, die selbst der Kastasyrte verschlossen bleibt, wiedertraf, läßt sich entgegen aller Erwartungen nicht mit einem eindeutigen *Ja* oder *Nein* abschließen. Auch wäre es höchster Irrsinn den Versuch zu wagen zu beschreiben, wie es ... in dieser neuen Welt aussieht oder wie grenzenlos hier die Möglichkeiten sind.

Vielleicht ... ist es möglich, es als Essenz aller Erfahrungen zu übertiteln, was ich erlebe: Denn noch während ich im Leben, im Tod und bei der Kastasyrte meine eigenen, individuellen Gedanken wahrte, habe ich hier Zugriff auf die Eindrücke, Erinnerungen und psychischen Fähigkeiten aller jemals gelebten, denkenden Wesen gleichzeitig – wenn ich es will. Und das übertrifft die Potenz der Kastasyrte wohl bei Weitem. Ich denke daher auch darüber nach, daß der *Sog* dieser neuen Welt die Flucht (durch Sterben) vor der Kastasyrte begünstigte und ich diese einmalige Tat bewerkstelligen konnte.

Aber was geschieht nun mit mir? Ist es eine Verbannung oder doch eher ein Segen, von all dem Elend abgekommen zu sein? Gereicht es als glückliches Gefühl, daß ich nunmehr mit Hank in *einer* Sphäre lebe, die keinem Einfluß unterliegt und die keinen Herrscher kennt?

Als ich starb, war er es, der lebte. Als Hank folgte, war ich

bereits bei der Kastasyrte. Aber erst ab da war er mir einen Schritt voraus und hatte mich sozusagen *überholt*. Da ward es an mir, uns wieder auf den *gleichen Stand* zu bringen. Und wer weiß, wie viele Welten noch folgen, bis wir endlich die verdiente Ruhe finden?

Da aber der vorstellbare Abstand zwischen uns und dem *aufmerksamen Leser*, der ja noch lebt, ab hier zu groß wird, müßte dieser erst einmal sterben, um die Fragmente unserer Liebesgeschichte weiter zu erfahren. Weil *das* aber keiner für uns tun würde, sondern vielleicht nur für seinen geliebten Menschen, werden auch wir ... bald in Vergessenheit geraten.

Die Eigenart, ewig zu leben, kann eben nur jenen geschenkt sein, die mutig und stolz jenem gegenübertreten, den sie zu lieben glauben.